Der Patriot

Ausgabe B

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr. 590 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler-Straße 13

Der Sintfeldbote

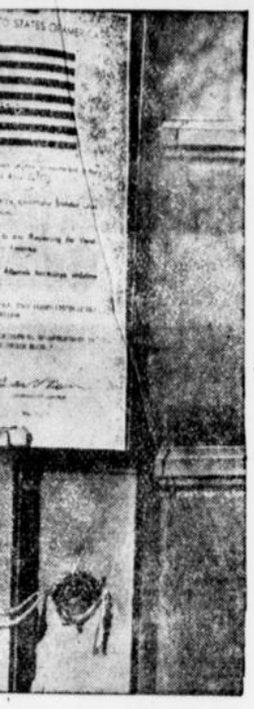
Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg., kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg., Textspalte 1 mm hoch und 68 mm breit 15 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Nr. 66 (1. Blatt) | Büren, Mittwoch, 19. März 1941 | 46. Jahrgang



gelte Portal
sulats in Konstantza
tie, die sich schließlich
erflüssig fühlen mußte
ß, stellte ihren Besitz
rikas. Unser Bild zeigt
l des britischen Kon-

(PK.-Koch-Scherl / M.)



durchgeführt. Dabei
Man sieht hier den
ist mit weißer Farbe
e. (Scherl / M.)

ing spukt's

Franz Goldau

e von Fletsching, in der
gen seit grauen Zeiten
chuhe und Sporen eines
aus dem Geschlecht derer
kommen der Familie
mp.
Ausrüstungsgegenstände
te noch mit dem Kriegs-
en zu stehen. Jedesmal
ieg bevorsteht, an dem
erscheint nach einem in
reiteten Aberglauben in
Ausrüstungsgegenstände
mit verhülltem Haupt.
pert, Helm, Panzerhand-
irrend zu Boden. An-
in Krieg aus. So soll
krieg und auch vor dem
.
ner von Fletsching den
gesehen haben. Die
hiervon Nachricht, und
acht kommen wollte, die
gegen das Großdeutsche
s zu sein, ließ sie die
n des Adeligen von
mit neuen, funkelnden
verstärken. Die Aus-
Ritters fielen nicht, und
aus.
enbehörde von Fletsching
t. Sie haben den briti-
Mönch" in der Kapuze
nner spuken ließen, wie
te weiß, einen sehr
n; denn die Nevillschen
egen das deutsche Volk
Draht festgebunden sind!
Ob man einen neuen
die auf den Nullpunkt
heben? Wir wissen,

Wie's wirklich ist

Rr. Der Führer hat in seiner Rede zum 21 Jahrestag der Verkündung des Parteiprogramms eine erhöhte Aktivität des U-Bootkrieges gegen England angekündigt und in der unsere toten Helden ehrenden Gedenkansprache am vergangenen Sonntag den lapidaren Satz gesprochen: „England wird fallen!" Auf der britischen Insel weiß man aus Erfahrung, daß den richtungweisenden und zielsetzenden Worten des Führers die entsprechenden Taten mit unabwendbarer Sicherheit und Wucht folgen. Die Churchillclique tut zwar immer noch so, als ob des Führers Worte leicht wögen, und man versucht auch weiter, das englische Volk über den wahren Ernst der überaus düsteren Lage Großbritanniens zu täuschen. Dabei spielt die Illusionsmache um die durch Roosevelt versprochene amerikanische Hilfe eine große Rolle. Einsichtige Briten verhehlen sich jedoch nicht den erheblichen Unterschied zwischen der erhofften Hilfe und ihrer tatsächlichen Möglichkeit, sie verkennen auch nicht die Widersprüche, die zwischen dem flehentlichen Hilfegewinsel und der selbstgefälligen Großsprecherei bestehen, in der sich die britischen Gewalthaber brüsten, wenn es ihnen als zweckmäßig erscheint. So behauptete der jetzt nach Amerika entsandte parlamentarische Sekretär im englischen Schiffahrtsministerium, Sir Artur Salter, England habe zu Beginn dieses Krieges achtzehn Millionen BRT. Handelsschiffsraum zur Verfügung gehabt, dazu drei Millionen in den Dominien, also einundzwanzig Millionen BRT. insgesamt, und es habe diesen Raumgehalt im wesentlichen durch Neubauten halten können. Dieser verlogenen Behauptung steht der Umstand gegenüber, daß Mister Salter nur nach Amerika gefahren ist, um alles zu tun, durch amerikanische Hilfe den empfindlichen Mangel an Schiffsraum zu beheben. Wäre keine Schiffsnot eingetreten, so hätte Salter ja nicht mit dem zwingenden Auftrage des Bittstellers nach Washington zu reisen brauchen. Hier liegt also ein neuer offenkundiger Widerspruch vor, den der Brite in dem Versuch nicht scheut, die wirkliche Schiffsnot zu verschleiern. Wir sind an den britischen Illusionsrummel gewöhnt und wissen seit den gigantischen Versenkungserfolgen unserer Seestreitkräfte und Luftwaffe genau, wie es um den englischen Tonnagemangel bestellt ist.

Von Amerika also soll Hilfe kommen, die sich nicht nur aufs Schiffslieferungen erstrecken soll, sondern auch auf die Lieferung von Flugzeugen. Es erhebt sich die Frage: Wie schnell und in welchem Umfange ist diese amerikanische Hilfe wirksam? Bei der Diskussion der amerikanischen Hilfeleistung ist nach der Annahme der Bill 1776 die amerikanisch-englische Propaganda von der nie ganz sachlichen Ebene auf die völlig kritiklose verschoben worden, indem man die unzweifelhaft große Industriekapazität der Vereinigten Staaten mit sofortiger Massenerzeugung im Dienste Englands gleichsetzt. Man tut so, als ob man nicht wüßte, daß die Anlaufzeit für eine Massenerzeugung von Schiffen und Flugzeugen in jedem großen Industrieland mehrere Jahre beträgt. Das deutsche Volk hat schon in den Jahren 1937/38 mit dem Einsatz aller Kräfte beispiellos angestrengt für den Auf- und Ausbau unserer Rüstung gearbeitet, und die Früchte dieser Anstrengung kamen doch erst 1940/41 zu höchster Reife. Demgemäß ist auch die volle Ausnutzung des gewaltigen Industriepotentials der USA. nicht vor 1946 möglich, eine Wahrheit, zu der sich auch amerikanische Fachleute bekennen. Bis zu jenem Jahre wird sich zwar die amerikanische Erzeugung stetig steigern, aber sie wird den Vorsprung der den Achsenmächten eigenen und von ihnen kontrollierten Industrie nicht einholen können. Darauf aber kommt es an.

Ein Blick auf den amerikanischen Schiffs- und Flugzeugbau zeigt folgendes: Nach Abgabe überalteter Weltkriegsdampfer an England zu wahren Liebhaberpreisen würde für eine weitere Schiffslieferung zunächst ein Rückgriff auf die amerikanische Handelsflotte notwendig sein. Das ist jedoch undurchführbar Der Bestand der amerikanischen Handelsflotte beträgt 10 Millionen BRT Hiervon sind aber nur 331 Frachter und 46 Tanker mit zusammen 2,4 Millionen BRT. für einen Ueberseedienst tauglich. Der dringende USA.-Eigenbedarf betrug nach Mitteilung der amerikanischen Schiffahrtsbehörde 60 Schiffe zu je 10 000 BRT., also 600 000 BRT. Die Neuerzeugung im vergangenen Jahre ergab 500 000 BRT. Für das laufende Jahr ist ein Handels-

(Fortsetzung nächste Seite.)

Der Osten Schicksalsraum unseres Volkes

Für dieses Land ist das Beste an Menschenkraft gerade noch gut genug

Dr. Goebbels verkündet das großzügige kulturelle Aufbauprogramm im deutschen Osten

Posen, 18. März. Die Kulturtage des Warthegaues fanden am Dienstag mit der Weihe des Großen Hauses der Theater in Posen in Anwesenheit von Reichsminister Dr. Goebbels ihren Höhepunkt. Im Mittelpunkt des Festaktes, dem die führenden Vertreter aus Staat, Partei und Wehrmacht, unter ihnen Generalfeldmarschall Bock, sowie die Leiter der Reichspropagandaämter, die Intendanten der Reichsbühnen und Reichssender, Kulturschaffende und Kulturschriftleiter aus dem ganzen Reich beiwohnten, stand eine bedeutsame Rede des Reichsministers über die künftige kulturpolitische Aufgabenstellung im neuen deutschen Osten. Dr. Goebbels nahm die Eröffnung von zwei Theatern in der Gauhauptstadt Posen zum Ausgangspunkt für die Verkündung des großzügigen kulturellen Aufbauprogrammes für sämtliche neuen Ostgebiete, das mitten im Kriege begonnen wurde und nach dem Sieg die restlose Verwirklichung finden wird.

Auf dem reich geschmückten Platz vor dem Theater begrüßte Gauleiter Greiser den Reichsminister. Landeskulturwalter Maul gab einen Rechenschaftsbericht über den ersten erfolgreichen Abschnitt der kulturellen Aufbauarbeit. **Er erwähnte dabei die Gründung eines Kulturringes im Warthelande und einen von diesem ausgeschriebenen Wettbewerb in Höhe von einer Viertel Million Mark für die Errichtung von Mahnmalen, die sich dort erheben sollen, wo deutsche Männer und Frauen zu Beginn des Krieges ihr Bekenntnis zu Heimat und Volk mit dem Tode besiegelt haben.**

Den Dank der deutschen Bevölkerung des Warthelandes an Dr. Goebbels brachte Gauleiter Greiser in seiner Rede zum Ausdruck. Als Präsident der Reichsstiftung für deutsche Ostforschung verkündete der Gauleiter einen „Clausewitz-Preis" für die beste Arbeit auf dem Gebiet der Erforschung oder des Einsatzes der im deutschen Bauerntum ruhenden Kräfte für den Ostraum. Dann nahm Reichsminister Dr. Goebbels das Wort zu seiner

grundsätzlichen Rede,

die in der Feststellung gipfelte, daß der neue deutsche Osten der Schicksalsraum des deutschen Volkes sei und deshalb die besten Kräfte des deutschen Volkes gerade gut genug seien, um an seiner zukünftigen Gestaltung mitzuwirken.

Posen, 18. März. In diesem deutschen Schicksalsraum, so betonte der Minister u. a., zeugten zahllose Spuren, Burgen, Dome und Städte von der kulturschöpferischen Fähigkeit und Tätigkeit der Germanen, die den Osten überhaupt erst zu einem bewußten zivilisatorischen Leben erweckt hätten.

Immer, wenn das Reich stark und mächtig gewesen sei, habe eine lebendige Wechselbeziehung zwischen dem Osten und dem übrigen Reich durch fruchtbaren Menschenaustausch stattgefunden, der im Ergebnis als zusätzlicher Kräftezuwachs für das Deutschtum gewertet werden müsse. In Zeiten der Schwäche dagegen seien fast zwangsläufig die starken Bindungen des Reiches in seinen östlichen Raumfunktionen verloren gegangen.

Dann aber habe auch immer das Polentum — zu staatlicher Schöpfung unbegabt und bar jeder konstruktiven politischen Gestaltungskraft — frech sein Haupt wieder erhoben, das vom Germanentum hinterlassene kulturelle und wirtschaftliche Erbteil langsam aufgezehrt. Die lebende Generation habe den Auftrag, zu vollstrecken, was unsere Väter in immer aufs neue sich wiederholenden kühnen Anstürmen begonnen, aber nicht zu Ende hätten führen können.

Ihren tiefsten Grund habe diese Tragik in der Tatsache, daß der deutsche Osten für alle unsere Vorgänger doch mehr oder weniger ein Siedlungs- und nicht so sehr ein Volkstumsproblem gewesen sei.

Unter lebhafter Zustimmung der Zuhörer erklärte Dr. Goebbels, daß der Osten für uns nicht mehr Schuttabladeplatz für im Reich gescheiterte Beamte und Offiziere sei, nicht mehr Experimentierfeld neuer Wirtschaftstheorien.

Uns sei die Tatsache, daß dieses Land infolge seiner tragischen geschichtlichen Entwicklung, auf diesem oder jenem Gebiet anderen Teilen des Reiches gegenüber etwas zurückstehe, nur ein Beweis dafür, daß hier mehr getan werden müsse als anderswo und daß daher das Beste an Menschenmaterial für den Osten gerade noch gut genug sei.

Theater und Schulen seien unsere Ordensburgen und die festen Bollwerke unseres Kolonisationswillens.

Der Osten sei unsere nationale Peripherie gegen das Polentum. Hier gerade müsse die Zirkulation unseres Volksblutes immer wieder angeregt und beschleunigt werden. Hier gerade müßten darum die hellsten Gehirne und die stärksten Herzen, über die das Vaterland verfüge, eingespannt werden.

Harte Bauerngeschlechter würden hier die Wacht halten, ein reiches und unerschöpfliches deutsches Kulturleben werde sich hier entfalten können. Jeder junge Deutsche würde es für eine Ehre halten müssen, wenigstens ein paar Jahre seines Lebens dem Osten zu weihen. Ungezählte darunter würden hierbleiben und den Wall der Leiber verstärken, der unser Vaterland beschirme.

Dr. Goebbels zeigte dann in einem Rückblick die Entwicklung des Theaters in Posen. Die Neugestaltung dieses Theaters sei nur der Anfang einer großzügigen und umfassenden Planung kulturellen Aufbaues in diesem und in den anderen Gauen des Ostens.

In diesem Zusammenhang nannte Dr. Goebbels Städte wie Danzig, Königsberg, Breslau und Kattowitz, die von jetzt ab in die besonders pflegliche Fürsorge des Reiches genommen werden würden. Der Führer selbst habe dazu den Befehl und die Initiative gegeben, in der Verwirklichung dieses Programms seien wir nur die Vollstrecker seines Willens.

„In diesem neugestalteten Hause", so fuhr Dr. Goebbels fort, „soll die Theaterkunst eine bleibende Pflegestätte erhalten."

Wenn er also die Gelegenheit der Wiedereröffnung dieses Hauses ergreife, um zum deutschen Osten zu sprechen, dann solle damit auch

(Schluß nächste Seite.)

Wieder 39300 BRT. versenkt

Bomben auf Newcastle – Vier Sperrballone über Dover abgeschossen

Berlin, 18. März. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Ein Unterseeboot versenkte aus feindlichen Geleitzügen fünf bewaffnete feindliche Handelsschiffe mit insgesamt 35 300 BRT.

Bei bewaffneter Aufklärung über der Nordsee versenkte die Luftwaffe ostwärts Newcastle ein Handelsschiff von etwa 4 000 BRT.

In der Nacht zum 18. März bombardierten Kampfflugzeuge die Hafen- und Dockanlagen von Newcastle. Weitere Angriffe richteten sich gegen Häfen an der schottischen Ostküste.

Der Feind griff in der letzten Nacht an verschiedenen Stellen das nordwestdeutsche Küstengebiet an. Einige Brände in nichtmilitärischen Anlagen konnten sofort gelöscht werden. Der Einsturz verschiedener Wohnhäuser verursachte Opfer an Toten und Verletzten.

Ueber Dover wurden im Laufe des Tages vier Sperrballone abgeschossen.

Zwei Feind-Schlachtschiffe torpediert

Erfolgreicher Angriff deutscher Flieger gegen feindliche Flottenformationen im östlichen Mittelmeer — Die Schlacht im Abschnitt von Keren geht weiter — General Lorenzini gefallen

Rom, 18. März. **Der italienische Wehrmachtbericht vom Dienstag hat folgenden Wortlaut: Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:**

An der griechischen Front Spähtrupp- und Artillerietätigkeit. Unsere Flugzeuge haben feindliche Flugzeugstützpunkte mit Bomben und Maschinengewehrfeuer belegt.

Am 16. März haben Flugzeuge des Deutschen Fliegerkorps eine im östlichen Mittelmeer auf Fahrt befindliche feindliche Flottenformation angegriffen. Bei dieser Aktion wurden zwei Schlachtschiffe mit Torpedos getroffen.

In Nordafrika sind feindliche Einheiten, die sich unseren Stellungen bei Giarabub genähert hatten, zurückgeschlagen worden. Unsere Bomber haben motorisierte Kampfmittel, Brennstofflager und die Anlagen eines feindlichen Stützpunktes getroffen. In der Nacht zum 17. März haben feindliche Flugzeuge einen Luftangriff auf Tripolis durchgeführt. Einige Verwundete und Schaden an Wohnhäusern.

In Ostafrika ging die Schlacht im Abschnitt von Keren heftig weiter. Unsere Truppen haben bei mehreren Gegenangriffen dem Feind schwerste Verluste zugefügt und wiederholte, mit zahlreichen Kräften geführte Angriffe abgewiesen. Auch die eigenen Verluste sind empfindlich. General Lorenzini hat an der Spitze seiner Bataillone den Heldentod gefunden. Im Luftkampf haben unsere Jäger ein englisches Flugzeug abgeschossen. Ein eigenes Flugzeug ist nicht zu seinem Stützpunkt zurückgekehrt. Britische Luftangriffe auf einen unserer Stützpunkte haben einigen Schaden verursacht. Eine vor Berbera erschienene starke feindliche Flottenformation hat nach heftigem Bombardement Truppenabteilungen gelandet, die unsere Besatzung überwältigt haben.

1 245 Schiffe mit 4 962 257 BRT.

Englisches Teilgeständnis

Newyork, 18. März. **Laut Associated Preß beziffert Lloyds die Verluste der britischen und in Englands Auftrag fahrenden neutralen Schiffe in den ersten 18 Monaten des Krieges mit insgesamt 1 245 Schiffen mit einer Gesamttonnage von 4 962 257 BRT.**

Englisches Kühlschiff mit Schlagseite

Rio de Janeiro, 18. März. Das 7 951 BRT. große englische Kühlschiff „Pacific Star" lief mit Schlagseite in die Bucht von Rio de Janeiro ein. Der Dampfer legte nicht am Kai an. Ein Teil der Backbordseite ist mit Segeltuch verhangen, als ob dort ein Loch in der Bordwand zu verdecken sei.

Ein Versailler Unrecht ausgelöscht

Rückgabe des ehemaligen deutschen Gesandtschaftsgebäudes in Tanger

Madrid, 18. März. Am Montag fand in Anwesenheit deutscher und spanischer Regierungsvertreter die Eröffnung des deutschen Konsulates in Tanger statt. Am Sonntag traf in Tanger die Kommission der deutschen Regierung zur Uebernahme des früheren deutschen Gesandtschaftsgebäudes und zur Einsetzung des deutschen Konsulates ein.

Der Ankunft in Tanger war ein Besuch der Kommission beim Hohen Kommissar der spanischen Marokkozone, General Asensio, in Tetuan vorangegangen. General Asensio gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß jetzt das ehemalige deutsche Gesandtschaftsgebäude wieder dem rechtmäßigen Besitzer übergeben werden könnte.

Die Rückgabe des Gesandtschaftsgebäudes erfolgte in feierlicher Form. Um 11 Uhr wurde die Flaggenhissung auf dem deutschen Konsulat unter Ehrenbezeigung der spanischen Legion vorgenommen. Zur gleichen Zeit verließ der Mendub, der Stellvertreter des Sultans von Rabat, in Tanger das Gebäude. Der Mendub war das letzte internationale Bollwerk in Tanger.

Das Deutsche Reich war bis zum 15. August 1941 bei der marokkanische Regierung durch eine Gesandtschaft vertreten, die ihren Sitz im internationalen Tanger hatte.

Durch die Rückgabe des ehemaligen deutschen Gesandtschaftsgebäudes in Tanger an das Deutsche Reich, dessen Konsulat in Tanger es jetzt beherbergen wird, verschwindet wieder ein Punkt von der langen Liste des Unrechtes, das dem deutschen Volk im Versailler Friedensdiktat angetan worden ist. Die spanische Regierung hat nach der Eingliederung Tangers in die spanische Marokkozone altes Unrecht ausgelöscht. An einem der wichtigsten Handelsplätze Marokkos befindet sich nun wieder eine amtliche Vertretung des Deutschen Reiches.

Wie's wirklich ist

(Fortsetzung von der 1. Seite)

schiffsbau von 86 000 BRT. geplant. Beides zusammen ergibt also nur eine knappe Deckung des Eigenbedarfs. Die Ursache dieser langsamen Steigerung des Schiffsbaues beruht in dem Mangel an gelerntem Schiffsbaupersonal, das von den Werften abgewandert ist. Jetzt macht sich das Versäumnis, rechtzeitig qualifizierte Arbeiter heranzubilden spürbar. Als noch vor dem Kriege in Stettin begonnen wurde, eine Werft, die jahrzehntelange Tradition hatte, aus der Zerstörung wiederaufzurichten, die durch die Not der Nachkriegsjahre entstanden war, mußte lange vor dem Baubeginn erst einmal die Arbeiterfrage gelöst werden, es mußten Lehrwerkstätten eingerichtet, Facharbeiter herangezogen, Metallarbeiter umgeschult und auch die früheren geübten und mit ihrer Arbeit vertrauten Männer dieser Werft doch wieder neu eingearbeitet werden. Ohne ausreichende Fachkräfte ist eben nicht auszukommen. Das muß man nun auch in Amerika begreifen, wo außerdem die im Weltkrieg wirkenden Werften zum Teil nicht mehr vorhanden und zum Teil verkleinert worden sind. Eine solche Lage im Handelsschiffsbau macht sich natürlich auch im Kriegsschiffsbau bemerkbar. So waren im September v. Js. von 328 angeblich im Bau begriffenen Kriegsschiffen nur 284 kontraktlich untergebracht und nur 62 tatsächlich im Bau. Der Mangel an Facharbeitern in Amerika beträgt nach Mitteilungen der Mechanikergewerkschaft 1¼ Millionen. Bezeichnend ist, daß nur in 30 v. H. aller Betriebe Lehrlinge ausgebildet werden. Roosevelts Plan, zusätzlich 200 Schiffe mit 2 Millionen BRT. zu bauen, ist also von heute auf morgen nicht durchführbar. Das müssen die Briten — ob sie wollen oder nicht — einsehen, deren eigene Produktion plus Dominien-Erzeugung nicht einmal die andauernden Versenkungen ihrer Schiffe ausgleichen kann.

Wie steht es nun um die amerikanische Flugzeughilfe? Roosevelt fordert eine Jahresproduktion von 36 000 Flugzeugen, eine Zahl, die nach Mitteilung von Mister Vinson, dem Vorsitzenden der Kriegsmarinekommission im Repräsentantenhaus, gegenwärtig nicht erreicht werden kann. Der Grund dafür ist 1. darin zu ersehen, daß der Auf- und Ausbau der amerikanischen Flugzeugfabriken zur serienmäßigen Erzeugung noch nicht vollendet ist. 2. Die geplante Zusammenarbeit von Auto- und Flugzeugindustrie ist ebenfalls erst in der Entwicklung, und auch nur für kleinere Maschinen sinnvoll, jedenfalls für den Bau von Großflugzeugen nach der Auffassung des Generaldirektors Knudsen, des maßgebenden Fachmannes von Glenn Martin, mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden. 3. Der amerikanische Flugzeugbau hinkt bezüglich Technik und Erfahrung hinter dem deutschen und englischen Flugzeugbau her. Es war eine Londoner Fachzeitschrift, die feststellte, daß amerikanische Flugzeuge hinter den deutschen und englischen Maschinen um ein Flugzeugalter zurückstünden. Dieser Abstand ist wegen der raschen Veränderungen im Flugzeugbau nicht leicht zu überbrücken.

Schon aus diesen Erwägungen ergibt sich, daß die amerikanische Hilfe für England nicht so groß sein kann, wie sie von der englisch-amerikanischen Illusionspropaganda dargestellt wird. Sicher ist: „England wird fallen" und — wie der Führer ebenfalls am Sonntag erklärte —: „Keine Macht und keine Unterstützung der Welt wird an dem Ausgang dieses Kampfes etwas ändern."

Brand auf der „Bremen" gelöscht

Berlin, 18. März. Das am 16. März an Bord des Lloyddampfers „Bremen" ausgebrochene Großfeuer ist unter Einsatz zahlreicher Feuerwehr- und Hilfsmannschaften im Laufe des gestrigen Tages gelöscht worden. Das Schiff hat schweren Schaden erlitten. Die Untersuchungen über die Ursachen des Brandes sind noch nicht abgeschlossen.

Berlin, 18. März. Der Reichsführer SS und Chef der Polizei teilt folgendes mit:

Am 15. März 1941 wurde der Gewaltverbrecher Arthur Schröder wegen Widerstandes erschossen.

Roosevelts Phrasensammlung

Freiheit in Theorie und Praxis – Kiel als englisch-amerikanischer Stützpunkt

Stockholm, 18. März. Die Rede, die der amerikanische Präsident Roosevelt bei einem Diner der Vereinigung der Zeitungskorrespondenten im Weißen Hause gehalten hat, vereinigt so ungefähr alles, was an demokratischen Phrasen in den letzten Jahren die Expedition des Londoner Informationsministeriums verlassen hat. Der Präsident stellte dem demokratischen System seine aus vielen Reden sattsam bekannten Anwürfe gegen die autoritären Staaten gegenüber und prägte das Wort, es sei ein großer Unterschied zwischen Treue, wie sie in einem demokratischen Staat existieren könne, und dem Kadavergehorsam, der von einem Diktator auferlegt und erzwungen werde. Auf das erstere gemünzt, fügte er hinzu: „Dies ist heute der Fall in England, Griechenland, China und den Vereinigten Staaten". (Wenige Tage zuvor hatte übrigens Dr. Currie, der nach Tschungking entsandte Vertrauensmann Roosevelts, nach seiner Rückkehr schlechthin erklärt, es gebe auch nicht die Spur eines demokratischen China in Tschungking, wo allein Tschiangkaischeks Diktatur herrsche.) Demgegenüber: „Wir wissen, daß die preußische Autokratie schlecht war, daß aber der Nazismus noch viel schlechter ist. Der Nazismus sucht offenbar die Zerstörung aller durch Wahl aufgestellten Regierungssysteme auf allen Kontinenten, darunter auch auf unserem. Er sucht ein Regierungssystem zu errichten, das gegründet ist auf dem System des Befehls, über alle menschlichen Wesen, den eine Handvoll von Führern handhabt, die sich mit Gewalt an die Spitze gesetzt haben." Gegen diese „modernen Tyrannen" gelte es, anzutreten, oder, wie Roosevelt an anderer Stelle sagte, „die große Flamme der Demokratie gegen das Dunkel der Barbarei tapfer zu verteidigen".

Es ist nicht ohne Reiz, diese Worte des Präsidenten an den Tatsachen zu messen: Wer hat sich mit List und Gewalt an die Spitze und die tatsächliche Leitung seines Staates gesetzt, die Nationalsozialisten, die legal und unter peinlicher Beachtung aller jener Spielregeln, die Roosevelt verteidigen will, zur Macht gekommen sind, oder die Plutokraten in England und Amerika, die ihren Einfluß auf die Leitung der Dinge in egoistischer Absicht erschlichen haben? Ist nicht gerade Roosevelt, der seine dritte Amtsperiode mit Wahlreden über die Notwendigung einer Heraushaltung Amerikas aus dem Krieg ermöglicht hat, der Prototyp dieses Systems, das sein Gegenkandidat Willkie charakterisierte, als er, auf seine kriegsfeindlichen Wahlreden hingewiesen, zynisch meinte, das seien eben nur Wahlreden gewesen?

Der zweite Hauptgrund Roosevelt'scher Argumentation ist die Sorge um die Freiheit. Seine Worte zu diesem Thema sind insofern unwesentlich, als sie wie auch die übrigen Teile der Rede, nichts Neues brachten. Peinlich war es natürlich, daß etwa zur gleichen Zeit im englischen Unterhaus die Mitteilung gemacht wurde, daß nicht weniger als 32 jetzige oder ehemalige Minister der indischen Nationalregierungen eingekerkert seien. In der Tat die geeignete Untermalung dieser goldenen Worte über die Freiheit der unterdrückten Völker.

In den allgemeinen englischen Propagandarummel um die Englandhilfe einschwenkend, sagte Roosevelt nach den obligaten Lobsprüchen auf die britische Moral und Englands „großen und glänzenden Chef" Churchill u. a. folgendes: „Das britische Volk und seine Alliierten, die Griechen, haben Schiffe nötig; sie werden Schiffe von Amerika bekommen. Sie haben Flugzeuge nötig; sie werden Flugzeuge von Amerika bekommen. Sie haben Lebensmittel nötig; sie erhalten Lebensmittel von Amerika. Sie brauchen Tanks, Geschütze, Munition und Material aller Art; sie werden Tanks, Geschütze, Munition und Material aller Art von Amerika bekommen." Und weiter: „Unser Land wird sein, was unser Volk gewollt hat, ein Arsenal der Demokratie".

Roosevelt schloß mit dem Satz: „Die Welt braucht keine Nation, die wegen ihrer Größe oder ihrer militärischen Macht das Recht hat, die Herrschaft über andere Nationen oder Rassen auszuüben". Da können wir dem Präsidenten nur beistimmen. Wir sind ja auch auf dem besten Wege, diesen lapidaren Satz durch die Zerschlagung des englischen Empire in die Wirklichkeit umzusetzen. Wenn es weiter heißt: „Wir glauben, daß jede Nationalität, so klein sie auch sei, das natürliche Recht hat, als Nation zu bestehen", so widerspricht auch diese Feststellung keineswegs unserer Auffassung. Der Unterschied besteht nur darin, daß wir die neue Ordnung in Europa nach konstruktiven Gesichtspunkten tatsächlich errichten, während die englisch-amerikanischen Rezepte einer europäischen Ordnung in den Jahrzehnten nach Versailles ihre Sinnlosigkeit hinreichend dokumentiert haben. Daß man aber im Falle eines englisch-amerikanischen Sieges nicht nur die Rechte der kleinen Völker erneut zu vergewaltigen, sondern auch eine große Nation wie die deutsche auszutilgen beabsichtigt, zeigt der groteske Gesichtspunkt, der in einem Bericht des Washingtoner Korrespondenten des „Observer" auftauchte, daß man nämlich nicht nur die weltpolitischen Schlüsselstellungen Gibraltar und Singapur unter gemeinsamen englisch-amerikanischen Besitz bringen will, sondern auch den deutschen Kriegshafen Kiel.

Preissenkung zum Ausgleich nicht vermeidbarer Preiserhöhungen

Berlin, 18. März. In einer Kundgebung im „Haus der Flieger" in Berlin erläuterte am Dienstag der Reichskommissar für die Preisbildung, Gauleiter Josef Wagner, vor maßgeblichen Vertretern von Partei, Staat und Wirtschaft seine jüngsten Maßnahmen zur Preissenkung und Gewinnabführung im Krieg, besonders seine kürzlich der Reichsgruppe „Industrie" erteilte Anweisung zur Durchführung der Kriegswirtschaftsordnung (Näheres hierüber werden wir morgen berichten).

Ostersendungen früh einliefern

Unter den gegenwärtigen außergewöhnlichen Verhältnissen ist es dringend notwendig, Ostersendungen (Pakete und Päckchen, namentlich Feldpostpäckchen) so früh wie möglich, spätestens aber bis zum 3. April, einzuliefern. Haltbare Verpackung und genaue Anschrift sind unbedingte Erfordernisse für richtige Ankunft. In jedes Paket oder Päckchen ist ein Doppel der Aufschrift einzulegen. Auch briefliche Ostergrüße dürfen nicht erst an dem letzten Tag vor dem Fest aufgeliefert werden.

Auf alter Fährte

Man hätte annehmen können, daß Roosevelt, im Besitze der verlangten Vollmachten und weitgehenden Unabhängigkeit, mit neuen Argumenten aufwarten würde. In seiner Rede vor den Pressevertretern im Weißen Haus hat er sich nun allerdings der ältesten Ladenhüter bedient, die im Londoner Informationsbüro aufzutreiben waren. Schon diese Tatsache kann als Beweis dafür gewertet werden, daß die derzeitige amerikanische Regierungsschicht weiter denn je davon entfernt ist, noch den Anspruch auf Förderung des Fortschritts erheben zu können. Die „neue Welt" ist heute ideenmäßig das Groteskeste aus allen fünf Erdteilen. Roosevelt ist nicht nur zum letzten Hüter der Plutokratie, sondern zum Inbegriff der Reaktion schlechthin geworden.

Das größte Pech Roosevelts war wohl, daß in demselben Augenblick, da er die demokratische Regierungsform verherrlicht, eine amerikanische Zeitung — es handelt sich um das „Chicago Journal of Commerce" — offen darlegte, was Demokratie im angelsächsischen Sprachgebrauch eigentlich heißt: „Was heutzutage unter Weltdemokratie verstanden wird, ist nichts anderes als eine Regierungsform, in der einige wenige Personen in Schlüsselstellungen durch Anwendung von Zwangsmaßnahmen jede Opposition mundtot machen." Dieser Erklärung brauchen wir nur hinzuzufügen, daß unsere Regierungsform in der Tat eine andere ist. In unserem Volksstaat ist das sozialistische Prinzip verwirklicht worden, daß jeder, der von zu Haus aus sozial schlechter gestellt ist, einer gesunden Förderung sicher ist, und um den Ausbau dieses Systems kämpfen wir. Dies sind in der Tat zwei Welten.

Auf der anderen Seite trieft die Rede geradezu von Sorgen um das Wohl der kleinen Völker. Diese Sorge war bekanntlich auch einer der Vorwände für die Erklärung des Vernichtungskrieges an Deutschland durch England und Frankreich. Einen passenden Hintergrund dazu bietet der soeben in der „Times" erschienene Parlamentsbericht von der letzten Unterhaussitzung. Danach gab Indien-Minister Amery bekannt, daß zur Zeit 32 Minister der indischen Provinzialregierung in englischen Gefängnissen sitzen! So ungefähr sieht der Kampf der Angelsachsen für die kleinen Nationen aus. Allerdings, wir haben eine andere Auffassung von Freiheit. Unsere Freiheit hat mit Gummiknüppeln, Verhaftungen und Einzelzellen nichts zu tun. Die Freiheit, die wir meinen, ist die Abstreifung der Herren der internationalen Hochfinanz, Judentum und Freimaurerei. Der amerikanische Präsident sagt, kein Volk kann den berechtigten Anspruch auf Weltherrschaft erheben. Herr Roosevelt selbst streitet mit diesem Wort die Berechtigung des britischen Weltreiches und die angemaßte Weltpolizistenrolle Londons ab.

Franklin D. Roosevelt versichert praktisch, Amerika werde sich jetzt nicht mehr zu Befriedungsversuchen hergeben. Ein solcher Satz ist mindestens ebenso grotesk wie unverschämt. Von amerikanischen Befriedungsversuchen hat weder Deutschland, noch hat Europa, noch hat Asien bisher etwas gemerkt. Wohl aber ist die Anweisung Roosevelts an seine europäischen Diplomaten vor dem Ausbruch dieses Krieges in einem deutschen Weißbuch dokumentarisch festgehalten, jede englisch-französische Bereitschaft zu friedlichen Lösungen zu hemmen und mögliche Kompromisse mit Deutschland zu hintertreiben. Wenn Roosevelt damit diese Art von Befriedung meint, glauben wir seiner Versicherung übrigens nicht. Er selbst hat erst kürzlich im Falle seines Angebotes an Jugoslawien bewiesen, daß er seinen europäischen Brandplan noch nicht aufgegeben hat. Diesen Plan sind wir allerdings zu scheitern verurteilt.

Der Herr des Weißen Hauses unterließ es diesmal, die Möglichkeit einer militärischen Invasion Amerikas in Betracht zu ziehen. Diese Agitationslüge hat offenbar ihren Zweck verfehlt. Dagegen warnte Roosevelt vor der „drohenden moralischen Untermühlung". Herr Roosevelt fürchtet offenbar, daß das Beispiel des deutschen Sozialismus auch in den USA. Schule machen könnte und hier haben wir wohl überhaupt den tieferen Grund für den notorischen Haß Roosevelts und seiner Clique zu suchen. So wie uns England vor allem deswegen den Krieg erklärte, weil die britische Plutokratie den sozialen Aufstieg Deutschlands haßt, so hassen auch Roosevelt und die Finanzmagnaten Wallstreets den deutschen Sozialismus, weil sie genau wissen, daß er der Todfeind jeder Geldsackwirtschaft ist. Daß Roosevelt nur ein Strohmann von seinen jüdischen Freunden ist, wissen wir längst. Wir wissen auch, daß er sich mit ähnlichen Messiasgedanken trägt wie einst Wilson. Herr Wilson scheiterte damals, weil er selbst nicht genau wußte, was er wollte, und am Widerstand der Alliierten. Herr Roosevelt weiß wahrscheinlich genau, was er will, er wird aber Europa seinen Willen nicht aufzwingen können.

„Baumeister" der Neuen Welt

Der britische Arbeiterführer Wedgewood wünscht eine Union England—USA.

Newyork, 18. März. In einer an die Bevölkerung der USA. gerichteten Rundfunkrede forderte am Montag der britische Labour-Abgeordnete J. C. Wedgewood die Vereinigung der USA. und Großbritanniens nach dem Kriege zur Förderung der Friedensbestrebungen der Demokratien. Er sagte dabei wörtlich:

„Wenn ich meine Hoffnungen auf die Vereinigung Großbritanniens mit den USA. setze, dann deshalb, weil eine solche Vereinigung das stärkste Band ist, das das Pflichtgefühl und die Verantwortung für zukünftige Opfer umfaßt. Ich halte diese Verbindung für nicht schwieriger als die von England und Schottland im Jahre 1707."

Wedgewood erklärte weiter, daß die Friedensziele die Sehnsucht nach der Beseitigung der nazistischen und faschistischen Regierung verkörpern und daß es von den USA. abhänge, die entsprechenden Maßnahmen zu ergreifen, die Deutschland von einer Rückkehr zu dieser Regierungsform abhalten könnten. Es sei die eigene Aufgabe Großbritanniens, den Krieg zu gewinnen, aber die Nordamerikaner hätten die Gelegenheit, an die Neuordnung zu denken, denn „nur ihr könnt die Welt neu aufbauen".

Wedgewood mahnte die Baumeister der Neuen Welt, sich daran zu erinnern, daß der Völkerbund ein Mißerfolg war, weil Nordamerika sich nicht daran beteiligte und weil er keine genügende Macht hatte, bedrohliche Regierungen und selbstsüchtige Völker zu zwingen.

Titulescu gestorben

Genf, 18. März. Wie aus Cannes gemeldet wird, ist dort der ehemalige rumänische Außenminister Titulescu, dessen Politik seinerzeit völlig im englisch-französischen Fahrwasser trieb, am Montag abend im Alter von 58 Jahren gestorben. Titulescu hatte im August 1936 sein Amt niederlegen müssen und lebte seitdem in Frankreich.

Schluß der Goebbels-Rede

die Proklamation eines kulturellen Programms verbunden sein, das weit über den Bezirk der Stadt Posen hinaus für sämtliche Ostprovinzen des Reiches Geltung haben werde. Er richte deshalb von dieser Stelle aus den Gruß der Reichsregierung an den ganzen deutschen Osten, der nun in die Obhut des Reiches aufgenommen sei.

In dieser Stunde, so führte Dr. Goebbels weiter aus, gebühre der erste Gruß in Treue und Gehorsam dem Führer. Er habe dieses Land zurückgeholt in den Verband des Reiches. Seine staatsmännische und soldatische Tat bedeute die endgültige Rettung des deutschen Ostens. Durch sie werde die vielhundertjährige deutsche Kolonisationsarbeit in diesem schweiß- und blutgetränkten Lande erst ihre Erfüllung finden. Wenn heute das Reich unter seiner starken Führung in seinem schwersten Schicksalskampfe stehe, so begleiten unsere Gedanken und heißesten Wünsche ihn auf seinem geschichtlichen Weg. Die Menschen, die in diesem Hause nun Entspannung und Erbauung suchten und fänden, sähen mehr als anderswo im Reich der Bühne eine moralische Anstalt im Schillerschen Sinne. Damit übernähmen, wie Dr. Goebels betonte, auch die schaffenden Künstler dieses schönen Hauses eine besonders große nationalpolitische Verpflichtung.

Mit einem Appell an die schaffenden Künstler, nun zum edlen Wettstreit anzutreten, erklärte Reichsminister Dr. Goebbels die Theater in Posen nach ihrem Umbau für eröffnet und übergab sie im Auftrage des Führers ihrer Bestimmung.

Schiebertum im Ministerium

Die Aufträge Edens – Gute Geschäfte für die Plutokraten

Genf, 18. März. „Daily Mirror" befaßt sich mit dem Schiebertum im englischen Kriegsministerium und schreibt, dieses Ministerium habe schon von je her einen eifersüchtig behüteten Ruf unübertrefflicher Trottelhaftigkeit genossen. Zur Zeit des Burenkrieges z. B. seien Tausende linke Stiefel an die englischen Soldaten geschickt worden. Diesmal werde das Pfuschertum des englischen Kriegsministeriums aber übertönt von „Behauptungen schwerwiegender Art, die gegen die Vertragsschließenden und die Ueberwachenden in hohen amtlichen Stellungen erhoben" würden.

Was damit gemeint ist, sagen deutlich genug die Ziffern über die Ausführung von Aufträgen des ehemaligen Kriegsministers Eden. Während dieser die Kosten über die Neuherstellung von Truppenlagern mit 210 Millionen Mark veranschlagt habe, seien für diese Posten 800 Millionen verausgabt worden. Einige Leute hätten sich hier also aus Dummheit oder aus „anderen Gründen" um die Kleinigkeit von 590 Millionen Mark geirrt. Es fehle aber auch nicht an Fällen, bei denen das Fünffache der vorveranschlagten Summe gezahlt worden sei.

Solche Vorgänge sind natürlich nur möglich auf der Grundlage des auch von parlamentarischen Untersuchungsausschüssen bloßgestellten ungeheuerlichen Schmiergelder- und Bestechungswesens in den englischen Kriegsämtern. Die Oeffentlichkeit wurde darüber irregeführt durch einen Prozeß gegen einige Juden, vorbestrafte Unterschlagungsverbrecher und Betrüger, die in hohe amtliche Stellungen beim Kriegsministerium hineinmanövriert waren, um die Schiebungen zu organisieren. Nach ihrem Ausscheiden haben sich offensichtlich die Verhältnisse nicht gebessert, sondern das jüdische Beispiel regte Edens Mitarbeiter zu der Unterschlagung von fast 600 Millionen Mark an. Das sind die gleichen Leute, deren Hintermänner im Parlament und in der Oeffentlichkeit für die Fortsetzung des Kriegs mit allen Mitteln eintreten, weil der Krieg so ungeahnte Betrugs- und Unterschlagungsmöglichkeiten zur Bereicherung der plutokratischen Familien bietet.

England vor einem Defizit von 15 Milliarden Dollar

Newyork, 18. März. Eine Zeitschriftenlese des Federal Reserve Board schenkt einer Betrachtung der Londoner „Economist" über Englands Finanzlage starke Beachtung. Darin wird festgestellt, daß nur die Hälfte der englischen Staatsausgaben durch Einnahmen gedeckt ist. Die andere Hälfte müsse durch Zwangssparen, zusätzliche Steuern und Währungsmanipulationen aufgebracht werden. Das Defizit werde im kommenden Haushaltsjahr auf 15 Milliarden Dollar geschätzt. Wie es vollständig gedeckt werden solle, wisse niemand.

Berlin. Die in den Morgenstunden des 18. März von der Küste her in Norddeutschland eingeflogenen englischen Flugzeuge wurden von der sehr wirksamen deutschen Abwehr an der planmäßigen Durchführung des Angriffes verhindert, so daß sie über das Küstengebiet nicht hinauskamen und der Bombenabwurf ziel- und planlos auf Wohnviertel in städtischen und ländlichen Siedlungen erfolgte.

London. In Leeds waren die Kriminalgerichte, wie „Daily Mirror" berichtet, zwei volle Tage mit der Aburteilung von Plünderein nach einem einzigen deutschen Luftangriff beschäftigt.

Der Urlaub im Kriege

Der Ueberblick über die Rechtslage

Einen Gesamtüberblick über das geltende Urlaubsrecht der privaten Wirtschaft im Kriege gibt in den Monatsheften für NS.-Sozialpolitik Oberregierungsrat Hans Küppers vom Reichsarbeitsministerium. Bekanntlich ist durch eine Anordnung des Reichsarbeitsministers das Urlaubsjahr 1940 bis zum 30. Juni 1941 verlängert worden. Bis zu diesem Zeitpunkt soll der rückständige Urlaub für das Jahr 1940 gegeben werden.

Wie für das Urlaubsjahr 1939 mußte auch für das Urlaubsjahr 1940 eine ausnahmsweise Abgeltung des Urlaubsanspruchs zugelassen werden. Sie ist jedoch nur dann zulässig, wenn die Freistellung von der Arbeit sich infolge des Kriegszustandes als unmöglich erweist. Maßgebend ist also in erster Linie die Beschäftigungslage des Betriebes oder der Verwaltung, ohne daß es notwendig ist, daß der Betrieb unmittelbar in die Kriegswirtschaft eingegliedert ist. Weitere Voraussetzung ist die Zustimmung des Reichstreuhänders der Arbeit. Ein Anspruch des Gefolgschaftsmitgliedes auf Abgeltung des Urlaubs wird durch die getroffene Regelung nicht begründet. Wie die Erfahrung gezeigt hat, sind manche Betriebsführer leicht geneigt gewesen, ihren jugendlichen Gefolgschaftsmitgliedern den Urlaubsanspruch abzugelten. Dies ist grundsätzlich unerwünscht, weil ein besonderes übergeordnetes staatspolitisches Interesse an der Gesunderhaltung des Nachwuchses besteht. Um klare Rechtsverhältnisse zu schaffen, ist für Gefolgschaftsmitglieder, die zum Wehrdienst einberufen worden sind, bestimmt, daß der vor der Einberufung entstandene Urlaubsanspruch wie bei ausgeschiedenen Gefolgschaftsmitgliedern abzugelten ist, soweit er noch nicht erfüllt wurde. Verwaltungen und Betriebe dürfen die von ihnen gewährten besonderen Leistungen für Einberufene auf das Urlaubsentgelt anrechnen. Keinesfalls darf es geduldet werden, daß Gefolgschaftsmitglieder ohne ausreichenden Grund von der Arbeit fernbleiben. Daher ist die pflichtwidrig versäumte Arbeitszeit in voller Höhe auf den Erholungsurlaub anzurechnen. Hält das Gefolgschaftsmitglied die Maßnahme für unbillig, so kann es den Reichstreuhänder der Arbeit anrufen.

Die zum Wehrdienst einberufenen Gefolgschaftsmitglieder benötigen zur Ordnung persönlicher und häuslicher Angelegenheiten in der Regel etwas Freizeit für einen oder mehrere Tage vor dem Gestellungstag. Diese Freizeit soll von den Betriebsführern nicht versagt werden, wenn das Gefolgschaftsmitglied rechtzeitig einen entsprechenden Antrag stellt. Soweit Einberufene ihre Gestellungsbefehle kurzfristig erhalten, sollen sie auf Antrag baldigst von der Arbeit entbunden werden. Soweit noch ein Urlaubsanspruch besteht, kann ein Teil dieses Urlaubs noch vor der Gestellung erteilt werden. Fehlt ein Urlaubsanspruch, so würde an sich nur unbezahlte Freistellung von der Arbeit in Betracht kommen. Der Reichsarbeitsminister hat jedoch vom Standpunkt des Lohnstops aus keine Bedenken, wenn für die kurze Zeit der Freistellung der Lohn freiwillig fortgezahlt wird. Die Dauer des Erholungsurlaubs für Arbeitsurlauber beträgt im allgemeinen 6 Urlaubstage, werktätige Frauen, deren Ehemänner mindestens drei Monate wegen ihrer Einberufung zum Wehrdienst vom Wohnort abwesend waren, erhalten auf Antrag insgesamt bis zu 18 Arbeitstagen im Urlaubsjahr Freizeit, wenn der Ehemann von der Front beurlaubt ist. Der Reichsarbeitsminister erwartet, daß die Betriebsführer solchen Frauen einen kurzen Urlaub von 3 bis 4 Tagen aus Anlaß der Entlassung des Ehemannes aus dem Wehrdienst bewilligen.

50 000 RM. als Schmerzensgeld

Das Reichsgericht bestätigt das Urteil

Wie unangenehm und drückend die Außerachtlassung der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt bisweilen werden kann, wenn dadurch andere Volksgenossen Schaden erleiden, lehrt eine Reichsgerichtsentscheidung, der ein schwerer Bauunfall zugrunde liegt.

An einem stürmischen Oktobertage des Jahres 1937 waren mehrere Bauarbeiter des Maurermeisters X. mit dem Abreißen eines Baugerüstes beschäftigt, als das Gerüst plötzlich einstürzte und die im gleichen Augenblick auf der Straße vorübereilende Ehefrau eines Zahnarztes schwer verletzte. Außer anderen, hier nicht mehr interessierenden Schadensersatzleistungen verlangte der Ehemann der Verunglückten im Wege der Klage für seine Frau ein Schmerzensgeld von 100 000 RM. Ein Betrag, der allerdings übertrieben hoch erscheint. Das Reichsgericht bezeichnet die vom Oberlandesgericht N. zugesprochenen 50 000 RM. als Schmerzensgeld als gerechtfertigt. Wie die Entscheidungsgründe des Urteils ersehen lassen, hängt die Höhe des Schmerzensgeldes immer von den jeweiligen Umständen des einzelnen Falles ab.

Im vorliegenden Falle war entscheidend, daß die Ehefrau des Klägers durch den Unfall eine ungemein schwere und schmerzhafte Verletzung erlitten hat, nämlich den Bruch eines Brustwirbels und eines Lendenwirbels mit einer Rückenmarksverletzung. Besonders beachtlich für die Höhe des Schmerzensgeldes ist, daß die Frau in ihren besten Lebensjahren stand, jung, gesund und kräftig, lebenslustig und sportfreudig war — jetzt dagegen sich nur noch an Krücken fortbewegen kann und an unliebsamen Nebenerscheinungen (Furunkulose, teilweise körperlicher Gefühllosigkeit usw.) leidet, die ihr das Leben vergällen. Infolgedessen kann sie auch keine Kinder mehr gebären. Daß demgegenüber der Beklagte, der das schwere Unglück über die Frau gebracht hat, durch die Zahlungsverpflichtung in eine drückende Lage kommt, zeit seines Lebens zahlen und die Ausgaben für sich und seine Familie einschränken muß, vermag die an sich gerechtfertigt erscheinende Entschädigung nicht als unbillig erscheinen zu lassen. Ohne Belang ist hierbei, ob der Beklagte gegen Haftpflicht versichert ist oder nicht. „Reichsgerichtsbriefe".

Auch der Käufer macht sich strafbar

Höchstpreise sind für jedermann bindend

Der weitverbreitete Irrtum, daß sich bei Verstößen gegen die Preisvorschriften nur der Verkäufer und nicht auch der Käufer strafbar macht, wird vom Reichsgericht in einer Entscheidung vom 30. Januar 1941 richtiggestellt. Nach der für die Preisfestsetzung maßgebenden Verordnung vom 3. Juni 1939 macht sich strafbar, wer u. a. den Vorschriften oder Anordnungen über Preise usw. vorsätzlich oder fahrlässig zuwiderhandelt. Das Reichsgericht stellt ausdrücklich fest, daß die Höchstpreise vorschreibenden Bestimmungen schlechtweg Höchstpreise festsetzen. Das bedeutet mangels einer Einschränkung, daß sie von jedermann, nicht nur von den Verkäufern, sondern auch von den Käufern, einzuhalten sind. Nach dem Willen des Gesetzgebers ist durch § 1 VO. vom 3. Juni 1939 auch das Zahlen oder Bewilligen zu hoher Preise unter Strafe gestellt, zumal ein Verkauf unter Ueberschreitung der Höchstpreise überhaupt erst durch Zahlung oder Bewilligung zu hoher Preise durchgeführt werden kann. Die Zahlung oder Bewilligung zu hoher Preise stellt sich als eine Zuwiderhandlung gegen Vorschriften über Preise dar, die mangels einer Einschränkung von jedermann zu beachten sind. „Reichsgerichtsbriefe". (5 D 672/40. — 30. 1. 1941).

Die „Königin der Singvögel"

Wiedereinbürgerung der Nachtigall

Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft „Vogelfreunde" in Magdeburg berichtete in einem Vortrag interessante Einzelheiten über den Rückgang und die geplante Wiedereinbürgerung der Nachtigall.

Man bezeichnet die Nachtigall nicht zu Unrecht oft als „Königin der Singvögel". Ein Forscher hat sich einmal die Mühe gemacht, ihr gehaltvolles Lied Silbe für Silbe nachzuschreiben. Dabei kam ein „Lautgedicht" zustande, das, hier abgedruckt, fast eine halbe Seite einnehmen würde. Doch gibt schon ein kleiner Teil davon einen Begriff von dem Einfallsreichtum und der Melodienfülle dieser Nachtsängerin: „Tin—Tin, Tin, Spe—Tin—Saua, Tio—Tio—Tix, Zquo—Zqo—Zqo, Tsü—Tsü—Tsü, Qorro—Qorro."

Vor einer Reihe von Jahren hat man den Versuch unternommen, unsere Nachtigall in solchen Gebieten der Vereinigten Staaten anzusiedeln, wo sie ganz dieselben Lebensbedingungen vorfand wie in Deutschland. Trotzdem änderte sich ihr Lied schon nach wenigen Bruten ganz auffällig: das Seelenvolle der Töne verschwand aus dem Gesang. Die Nachtigall empfand also das ihr Wesensfremde der amerikanischen Landschaft offenbar sehr stark.

In den letzten Jahrzehnten hat man einen langsamen, aber ständigen Rückgang dieses „zartbesaiteten" Sängers in Deutschland festgestellt. Er ist, wie der Leiter der Arbeitsgemeinschaft „Vogelfreunde" in Magdeburg in einem Vortrag berichtete, nicht etwa durch die Amsel, die Katze oder andere Feinde und Ruhestörer verschuldet, sondern in den veränderten Lebensbedingungen begründet. Die Nachtigall bevorzugt von Bächen, Gräben und Flußufern umsäumtes Gebüsch, häufig in der Nähe menschlicher Wohnungen oder Laubwald mit reichlichem Unterholz. Wo diese Aufenthalts- und Nistgelegenheiten fehlen oder beseitigt werden, verschwindet sie einfach. Daher sind auch viele Versuche der Wiederansiedlung bisher fehlgeschlagen. Im Bezirk Magdeburg gab es noch im Jahre 1938 immerhin 238 singende Nachtigallen. Nun soll nach den neuen Erkenntnissen die natürliche Umwelt der gefiederten Sänger in der dortigen Gegend, soweit dies möglich ist, überall wiederhergestellt werden. Man hofft, im Bezirk Magdeburg in fünf bis sieben Jahren damit fertig zu sein. Hat man dort mit der Wiederansiedlung Erfolg, so wird das neue Verfahren sicherlich auch in anderen Gegenden Deutschlands angewandt werden.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, daß auch der Sprosser, eine Abart der Nachtigall, stark landschaftsverbunden zu sein scheint. Man hat jedenfalls bei einem Vergleich des Gesanges des deutschen und russischen Sprossers festgestellt, daß zwischen beiden Vogelstimmen ein großer Unterschied besteht. Letzterer singt viel ruhiger, melancholischer und schmachtender als sein mitteleuropäischer „Kollege". Man möchte behaupten, daß es sich hierbei um dieselben Unterschiede wie zwischen deutscher und russischer Musik handelt. So mancher Naturfreund wird nach diesen Erkenntnissen den Gesang der Nachtigall wie des Sprossers unter anderen Gesichtspunkten betrachten, wenn er ihn auf seinem abendlichen Spaziergang wieder einmal vernimmt.

Korb mit Giftschlangen gestohlen

Polizei muß den Dieb warnen

Novi Sad (Neusatz), Anfang März. Einen so merkwürdigen Aufruf hat wohl noch nie eine Polizeibehörde erlassen müssen, wie dies die Polizei von Novi Sad getan hat. Sie hat in dem Aufruf einen Dieb darauf aufmerksam gemacht, daß er seine Beute raschestens zurückgeben möge, wenn ihm sein Leben lieb sei. Der Dieb hatte nämlich im Wartesaal des Bahnhofs von Novi Sad einen Strohkorb gestohlen, der unbeachtet in einer Ecke stand und in dem fünfzehn ausgewachsene lebende Giftschlangen eingeschlossen waren.

Ein Mann kam aufgeregt in die Wachstube am Bahnhof und sagte, er heiße Petar Brakuc und sei Schlangendompteur. Er hatte fünfzehn Giftschlangen, darunter fünf indische Kobras, einige Kreuzottern und mehrere der als besonders giftig bekannten dalmatinischen Sandvipern zusammengebracht, mit denen er sich nach Art des orientalischen Schlangenbeschwörers in den Ortschaften der Bacska und des Banats zu produzieren pflegte. Seine Schlangen führte er in einem kleinen Strohkorb mit sich, an dessen Deckel er ein Schid mit seinem Namen und seiner Anschrift sowie der Warnung „Giftige Schlangen" angebracht hatte. An diesem Tage wollte er nach Mitrovica fahren, um dort eine Vorstellung zu geben. Er hatte den Korb mit den Schlangen im Wartesaal in einer Ecke stehen lassen und war dann gegangen, um sich die Fahrkarte zu lösen. Als er zurückkam, war der Korb verschwunden.

Man kann sich vorstellen, welche Aufregung diese Meldung hervorgerufen hat. Die Polizei sah es diesmal als ihre erste Pflicht an, den Dieb selbst zu retten. Es war zu befürchten, daß er die Warnung auf dem Deckel nicht ernst nehme und den Korb öffnen werde. Wie es ihm dann ergangen wäre, ist nicht schwer zu erraten. Dann aber bestand noch die große Gefahr, daß die gefährlichen Reptilien aus dem Korb entschlüpfen und sich in der Stadt nach allen Richtungen hin zerstreuen könnten. Es wurde daher sofort der ganze Apparat der Polizei aufgeboten, um nach dem Dieb und dem Korb zu suchen. Schon eine Stunde später sah man an allen Straßenecken und an allen Litfaßsäulen große Plakate, in denen vor allem der Dieb vor der Lebensgefahr gewarnt wurde, die ihm drohte. Man stellte ihm sogar Straffreiheit in Aussicht, wenn er nur den Korb ungeöffnet zurückgebe.

Erst am nächsten Morgen war die große Sorge gebannt. Auf dem Platz vor dem Gebäude der Arbeitskammer fand man den gestohlenen Korb ungeöffnet auf. Aus der Inschrift auf dem Deckel erkannte man, daß es der richtige war. Es scheint, daß der Dieb noch rechtzeitig das Plakat gelesen hat. Es muß ihm da unheimlich zumute geworden sein, und er hat offenbar noch in der Nacht sich des Körbchens wieder entäußert.

Ganz gelöst war aber der Fall noch immer nicht. Auf dem Polizeikommissariat fand sich keiner, der Lust hatte, den Korb zu öffnen und nachzusehen, ob alle fünfzehn Schlangen noch drinnen waren. Schließlich und endlich ist ja auch ein Wachmann kein Schlangenbeschwörer. Daher hat man zunächst den Schlangenbändiger herbeirufen wollen. Der Unglücksmensch war aber am Abend vorher weggefahren, und so mußte der Korb in einem versperrten Verschlag aufbewahrt werden, bis er endlich zurückgekehrt war. Dann hat er im Polizeigebäude seine Kunst gezeigt, und die Polizeibeamten waren froh und glücklich, als sie sich davon überzeugen konnten, daß keines der „lieblichen" Tierchen fehlte.

Die Mundharmonika aus der Heimat

Erzählung von Max Schmerler.

Droben im Musikwinkel saß ein blondes Mädel gerade am Lautsprecher, als im Wehrmachtwunschkonzert verkündet wurde: Die Firma Gebr. L. . . . . in Z. . . . spendet hundert Dutzend Mundharmonika für unsere Gebirgsjäger in Norwegen. Als die blonde Gustel das hörte, schmunzelte sie, denn sie war die Tochter jenes Fabrikanten L. und hatte selbst die Mundharmonikas verpackt, die nach Norwegen geschickt werden sollten. Zu ihrer Schwester aber sprach sie: „Wer wird sie wohl bekommen?"

„Wer — wen?" wollte die wissen.

„Na, ein Soldat die eine Mundharmonika!"

„Eine? Hundert Dutzend sind zwölfhundert Stück!"

„Aber es ist eine dabei, das ist eine besondere!"

„Inwiefern?"

„Sag ich nicht".

„Sag's doch".

„Nein, — sonst geht der Zauber verloren".

„Hast du ihn hineingelegt?"

Die Gustel machte nur eine abwehrende Handbewegung und ging, verschmitzt lachend, hinaus. Die Schwester zerbrach sich den Kopf nun auch nicht weiter — sie würde es schon noch erfahren.

Und die gespendeten Harmonikas kamen in Norwegen an und wurden gewissenhaft verteilt.

„Wer kann schon Harmonika blasen?" wurde gefragt. Und die Instrumente kamen an solche Soldaten, die sich auf die Frage hin meldeten. Und doch war für jeden, den es traf, ein schöner Zufall dabei.

Am meisten für einen aus dem Egerland, der auch zu den glücklichen Empfängern gehörte. Eine Mundharf, ei, darnach stand schon lange sein Sinn. So ein kleines Ding kann einem viel Freude bereiten, und das Heimweh, das sich doch auch ab und zu meldet, hilft es besänftigen. — Unser Egerländer ging in sein Quartier, zog sogleich seine neue Freundin hervor, las, was auf der Umhüllung stand: Gebr. L. . . . in Z. Ei, das ist ja im Musikwinkel, nicht weit von seiner Heimat also! — Bei den Leuten müßte man sich bedanken. Er setzte die Harmonika mit einer gewissen Feierlichkeit an den Mund und schon klang der Egerländer Marsch durch den Raum: Tätterättä — tättättä — tätterättä — tättenttä! — Von A. bis Z konnte er ihn zu seiner Freude noch „herunterreißen".

Aber als der Marsch zu Ende gespielt war, nahm der Soldat doch das Instrument her und fing an, an ihm herumzusuchen — da war doch, während er spielte, immer ein hoher Ton ausgefallen. Woran mochte das gelegen haben? Hier dieses Stimmloch war ja verstopft! Er angelte einen kleinen, weißen, fein zusammengefalteten Papierstöpsel heraus, breitete ihn vorsichtig auseinander und las darauf — auf der einen Seite: „Einen schönen Gruß aus der Heimat!" Und auf der anderen Seite: „Gustel L. . . . in Z. . . ."

Da mußte sich der Soldat vor freudigem Schreck hinsetzen über dieses Lebenszeichen aus der fernen Heimat. „Das ist gut", dachte er; „gerade mir muß die Harmonika mit der schönen Widmung in die Hände kommen! An mich muß sie gelangen, der ich auch von da droben her stamme! — Wie mag die Gustel wohl aussehen? Blond? Schwarz? Braun? Groß? Klein? Und ob sie schon „Einen" hat? — Na, das alles werden wir schon herausbringen; ich muß ihr natürlich nun bald schreiben und mich bedanken!"

Er blies und blies auf seiner Harmonika, bis der neue Dienst seinem Konzert ein Ende machte.

Aber ehe er dazu kam, den beabsichtigten Dankbrief zu schreiben, führte ihn seine Pflicht noch weiter nach dem Norden hinauf und in neue Kämpfe hinein, die das kleine Erlebnis mit der Harmonika in den Hintergrund seines Bewußtseins drängten. — Aber ganz darauf vergessen hatte er doch nicht, und als er jenes Zettelchen zufällig in seiner Geldbörse wieder entdeckte, das er damals vorsorglich hineingetan hatte, da fiel ihm seine Unterlassungssünde aufs Herz und er beschloß, baldigst das Versäumte nachzuholen. Aber der Brief kam auch diesmal nicht zustande; denn der Soldat bekam, nach so vielen harten Kämpfen und so langem Fernsein von der Heimat, plötzlich Urlaub und da kam ihm der Gedanke: Du wirst auf der Heimfahrt in Z., durch das du ja einmal fahren mußt, die Reise unterbrechen und dich persönlich für die Mundharmonika und das Zettelchen bedanken, um dann am nächsten Tage weiterzufahren. Gedacht — getan!

Die blonde Gustel aber? Die hatte unterdessen gewartet und gewartet, daß sich der Empfänger ihres Zauberbriefchens melden solle; aber als nichts erfolgte, tage-, ja, wochenlang nichts, da erzählte sie endlich ihrer Schwester, wie sie das Schicksal habe herausfordern wollen, wie dieses aber nicht im geringsten darauf reagiert habe. — „Ach, wer weiß", hatte die gemeint, „warte nur noch ab!"

Und so geschah es denn, daß einmal gegen abend ein unbekannter Feldgrauer am Haus der Firma Gebr. L. anklopfte und Fräulein Gustel zu sprechen wünschte. Ein freudiger Schreck überlief sie, als sie den schmucken Burschen nach ihr fragen hörte — und wie schmuck er war! Er mußte natürlich die Nacht über in ihrem Elternhaus bleiben, und sie bedauerten beide, daß er schon am nächsten Morgen weiterfahren mußte. Nur das Nötigste hatten sie einander erzählen können; aber zu einer eingehenderen Aussprache war es in Gegenwart der Eltern und Geschwister nicht gekommen; nur mit Blicken hatten sie einander gefallen — ja, noch mehr! Der Soldat reiste also ab, und die Geschichte könnte hier zu Ende sein. Aber sie ist es noch nicht.

Als nämlich der Urlaub zu Ende war, erschien auf dem Hinweg zur Front der Soldat noch einmal im Hause des Fabrikanten, — diesmal unter dem Vorwand, er wolle für sich und seine Kameraden noch einige Mundharfen mit an die Front nehmen; und es war auch natürlich, daß er nicht schon am gleichen Tage weiterfuhr, sondern mit der blonden Gustel einen Ausflug auf Schneeschuhen in ihre heimatlichen Berge und Wälder unternahm. Durch die verschneiten Wälder zogen sie dahin, bis sie zum Aschberg kamen. Da standen sie und schauten — sie dahin in ihre, er dorthin in seine Heimat, die ja von der ihren nun nicht mehr durch Grenzpfähle geschieden war. Und dort oben, im Angesicht der Heimat, hat der Bursche die bedeutungsvolle Frage an Gustel gestellt, und hat eine bedeutungsvolle Antwort von ihr erhalten.

Nun ist er wieder oben im hohen Norden, aber das Briefeschreiben ist doch eine schöne Erfindung, besonders für Liebesleute. Und der Krieg wird ja auch einmal zu Ende sein, und dann wird alles gut werden, was die blonde Gustel mit ihrer Harmonika „angezettelt" hat!

Aus der Heimat

Büren, Mittwoch, den 19. März 1941

Der Bauer

Ehe ihr da wart, ihr Leut aus der Stadt,
ob reich, ob arm, ob hoch, ob niedrig,
war ich da.
Ich brach den Boden, ich säte das Korn,
ich schuf das Feld, auf dem ihr leben und
gedeihen konntet mit eurem Gewerbe,
eurem Handel, eurer Industrie, eurem Verkehr
Ich fand das Recht, ich gab das Gesetz,
ich wehrte den Feind ab, ich trug die Lasten
[Jahrtausende lang.
Ich bin der Baum und ihr seid die Blätter,
ich bin die Quelle und ihr seid die Flut,
ich bin das Feuer und ihr seid der Schein.

Hermann Löns.

*

Eine zeitgemäße Angelegenheit

Vogelschutz geht alle an!

Ueber die Notwendigkeit des Schutzes unserer einheimischen Vogelwelt ist zwar an sich schon genügend geschrieben worden, aber trotzdem wird immer noch nicht genug beachtet, daß es durch die im ganzen Reiche geltende Naturschutzverordnung allgemein verboten ist, den Sing- oder sonstigen vorwiegend nützlichen oder seltenen Vögeln nachzustellen, sie mutwillig zu beunruhigen, zu fangen oder zu töten oder ihre Eier, Nester oder andere Brutstätten zu beschädigen oder zu entfernen. Vogelnester, die an oder in Gebäuden stören, dürfen von dem Eigentümer des Gebäudes nur dann entfernt werden, wenn diese Nester keine Jungvögel enthalten. Kinder oder Jugendliche dürfen sich am Beseitigen solcher Nester oder am Fangen von Vögeln nicht beteiligen. Das gleiche Verbot gilt auch für das Verhalten gegen die Vögel, die nicht in der Liste der ausdrücklich geschützten Arten aufgeführt sind und landläufig leicht als „schädlich" bezeichnet werden. In Wirklichkeit gibt es keine Vögel, die, an menschlichen Begriffen gemessen, nur nützlich oder nur schädlich sind.

Daher werden auch alle Tiere durch das Tierschutzgesetz gegen Quälerei geschützt. Bestraft wird ebenfalls, wer es unterläßt, Jugendliche unter 18 Jahren, die seiner Aufsicht unterstehen, von einer Zuwiderhandlung gegen die Vorschriften der Naturschutzverordnung abzuhalten. Als Strafen sind Haft und Geldstrafe bis zu 150 Reichsmark oder eine dieser Strafen festgesetzt.

Nicht selten kann man beobachten, daß mit Luftbüchsen oder kleinen Gewehren nach Vögeln oder anderen kleinen Tieren geschossen wird, sogar im Winter, wenn sich die Vögel, vom Hunger getrieben, in der Nähe der menschlichen Wohnungen oder an Futterplätzen sehen lassen. Das ist eine besonders große Roheit, die bedauerlicherweise auch oft von Kindern verübt wird. Solche Vergehen werden nach dem Reichsjagdgesetz wie auch nach dem Reichsstrafgesetz und, wenn ein Tier gequält wird, auch nach dem Reichstierschutzgesetz besonders schwer bestraft. Grundsätzlich ist es überhaupt verboten, an bewohnten oder von Menschen besuchten Orten mit Feuergewehren oder anderen Schießwerkzeugen umzugehen. Zu diesen gehören auch Luftbüchsen, Bogen mit Pfeil, Armbrust und Gummischleudern, und es ist durchaus abwegig, sie als Spielzeug zu werten. Denn die Erfahrung hat oft genug bewiesen, wie gefährlich sie bei unvorsichtiger Handhabung werden können.

Werbewoche für die Luftwaffe

In der Zeit vom 17. bis 24. April 1941

Um den fliegerischen Gedanken immer noch tiefer in das deutsche Volk hineinzutragen, und um vor allem die deutsche Jugend für einen begeisterungsfrohen Einsatz als spätere Kämpfer der deutschen Luftwaffe bereit zu machen, hat die Oberste Befehlsstelle der deutschen Luftwaffe den Korpsführer des NSFK. und den Reichsjugendführer gebeten, in der Zeit vom 17. bis 24. April d. J. eine Werbewoche für die deutsche Luftwaffe zu veranstalten.

Die Durchführung dieser Werbewoche, die von der Luftwaffe weitestgehend unterstützt werden soll, liegt in den Händen des NSFK., das aufs engste mit der HJ. zusammenarbeitet. Im Mittelpunkt der festlichen Veranstaltungen, die in der Gesamtöffentlichkeit breitestes Echo finden werden, stehen Vorträge der Fliegertruppe.

Wer jetzt täglich zutiefst im Herzen den heroischen Kampf unserer Luftwaffe miterlebt, weiß, unter welchem Leitwort diese Werbewoche steht: Das deutsche Volk muß ein Volk von Fliegern werden!

*

Die Gesellenprüfung im Friseurhandwerk bestanden Wilhelm Meier aus Wewelsburg (gelernt bei Heinrich Buckler in Salzkotten) und Josef Schemmerling in Lichtenau (gelernt bei Bernhard Schrowangen in Lichtenau).

Die Sprechstunden der DAF. Wie uns der Kreisobmann mitteilt, finden die Sprechstunden der DAF., Ortsgruppe Büren, an jedem Dienstag, Mittwoch und Freitag von 15 bis 19 Uhr auf dem Büro Burgstraße 39 statt.

Der schwächste Punkt in unserer Gesundheit sind unsere Zähne, denn keine andere Krankheit hat auch nur annähernd die gleiche Verbreitung wie die Zahnfäule, an der große Teile unseres Volkes leiden. Darum ist die richtige Zahnpflege ein wichtiges Gebot der Gesundheit. Zur richtigen Zahnpflege gehört außer der täglichen, gewissenhaften Reinigung der Zähne mit Zahnpaste und Bürste eine vernünftige Ernährung, gründliches Kauen und die regelmäßige Überwachung der Zähne. **Chlorodont weist den Weg zur richtigen Zahnpflege**

Kreis Büren und Nachbarkreise

Kreis Büren, 19. März. **Bereitstellung von Zucker für die Imkerei.** Die deutsche Imkerei hat einen wichtigen Ernährungsbeitrag gerade in der jetzigen Kriegszeit zu leisten, da der Bienenhonig ein hochkonzentriertes Nähr- und Heilmittel darstellt, das für die Rohstoffversorgung der Jugend von größter Bedeutung ist. Zur Unterstützung der Imkerei werden daher auch in diesem Frühjahr für die Fütterung der Bienenvölker 2,5 Kilogramm Zucker je Volk ausgegeben. Der Zucker muß bei den Verbrauchszuckerfabriken vergällt werden. Die Imker fordern den von ihnen benötigten Zucker auf dem bisher üblichen Verteilungswege über die Ortsfachgruppe Imker, über die Landesfachgruppe Imker und über die Hauptvereinigung der deutschen Eierwirtschaft an. Von der Hauptvereinigung der deutschen Eierwirtschaft bzw. den Eierwirtschaftsverbänden erhalten die Imker „Vorbescheide zum Bezug von vergälltem Bienenzucker", die von den Zuckerfabriken als vorläufige Bezugscheine zu behandeln sind und später durch ordnungsmäßige Zuckerbezugsscheine ersetzt werden.

Kreis Büren, 19. März. **Behelfsmäßige Luftschutzräume auch auf dem Lande.** Die vom Führer befohlene Vermehrung und Verbesserung behelfsmäßiger Luftschutzräume gilt auch für ländliche Gemeinden, für Dörfer und Einzelhöfe. Erfahrungsgemäß belegen Feindflieger nicht nur große Wohnplätze, Städte und Industrieanlagen mit Sprengbomben, sondern auch Dorflagen und Einzelhöfe und diese besonders häufig dann, wenn durch starken Flakbeschuß vom eigentlichen Angriffsziel abgelenkt, der Feindflieger seine Bombenlast anderweitig abwirft. Oft findet der Engländer auch das ihm befohlene Ziel nicht und wirft dann seine Bomben da ab, wo er im Land ein Licht sieht. Diese sogenannten Verlegenheitsabwürfe auf ländliche Gebiete sind weit zahlreicher als allgemein angenommen wird. Grund genug, auch auf dem Lande behelfsmäßige Luftschutzräume zu erstellen, Deckung vor Splitter, Einsturz- und Trümmerlasten zu schaffen, wo und wie dies immer möglich ist. Der geeignetste Raum im Hause ist der Keller. Wo solche vorhanden, muß hier zumindest ein Unterschlupf für die Hausbewohner vorbereitet werden. Zur Zeit werden die Keller, in denen Hackfrüchte lagern, von Tag zu Tag leerer und bieten somit Möglichkeit, mit einfachen Mitteln Splitterschutz, einen zweiten Ausstieg und Sitzgelegenheit zu schaffen, um hier während Luftangriffen Deckung zu haben.

Leiberg, 18. März. Eine schlichte **Heldengedenkfeier** fand am letzten Sonntagvormittag an der Gedächtnishalle auf dem Friedhof statt, die würdig geschmückt war. Die ganze Dorfgemeinschaft hatte sich eingefunden, um der gefallenen Helden zu gedenken. Der Ortsgruppenleiter Pg. Rüther würdigte in seiner Gedächtnisrede das Opfer der Toten. Während das Lied vom guten Kameraden erklang, wurden Kränze als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit niedergelegt. — **Ehrenvolles Geleit.** Unter überaus zahlreicher Beteiligung wurde in der vergangenen Woche der Hauptfeldwebel Johannes Gönder (gebürtig aus Wattenscheid) zu Grabe getragen, der einem Unglücksfall zum Opfer gefallen war. Eine Ehrenabordnung seiner Kompanie unter Führung eines Offiziers gab dem Kameraden das letzte Geleite.

Weine, 18. März. **Beförderung.** Der Gefreite Wilhelm Henneböhle von hier wurde zum Unteroffizier befördert. Unsern Glückwunsch!

Wünnenberg, 18. März. **Reifeprüfung bestanden.** Die Schülerin Rosa Laufkötter von hier bestand an der Oberschule Brede in Brakel die Reifeprüfung. Wir gratulieren!

Fürstenberg, 18. März. **Verschiedenes.** Am Sonntag waren die Luftschutzblockwarte bei Knuth versammelt. Im Mittelpunkte stand ein Vortrag des Hauptlehrers Kuchenbuch, Wünnenberg. Er sprach über Abwehrmittel gegen Luftangriffe, insbesondere gegen Brandbomben und Gase. — Am Nachmittag traten die Männer der Gemeinde zur **Heldenehrung** an: Die Gliederungen der Partei, die Kriegerkameradschaft, Feuerwehr, Vertreter der Forstverwaltung und der Gesangverein. Sie marschierten zur Gedächtniskapelle auf dem Friedhofe. Ortsgruppenleiter Pg. Poppenberg feierte Kämpfen und Sterben der Gefallenen des Weltkrieges, die uns ein Vorbild eigener Pflichterfüllung sein sollen. Er gedachte des Opfertodes der Brüder, die im jetzigen Ringen um Deutschlands Freiheit und Lebensrecht ihr Leben hingaben. Der Führer der Kriegerkameradschaft, Bauer Wulf, verlas die Namen der Gefallenen des großen Krieges und der zwei Krieger, die in Polen und Norwegen fielen. Mit dem Liede vom guten Kameraden und den Liedern der Nation schloß die eindrucksvolle Feier. — Am Abend fand bei Knuth eine **Versammlung des Gartenbauvereins** statt. Der Vereinsführer Köhler konnte zahlreiche Mitglieder und Gäste begrüßen. Zunächst sprach Dr. Korhammer (Münster) über Bekämpfung der Obstbaumschädlinge, insbesondere über den Wert einer intensiven Winterspritzung zur Vernichtung der Blattlaus, der Gespinstmotte und des Apfelblütenstechers. Die Ausführungen wurden durch Lichtbilder verdeutlicht. Dann hielt Obstbauinspektor Lenders, Paderborn, einen Vortrag über erfolgreichen Gemüsebau: die beste Art der Aufbereitung des Bodens, Düngung, Fruchtfolge, Vorkeimen u. a. Aufmerksam folgten die Gartenbesitzer den lehrreichen Darlegungen, die von hübschen Lichtbildern begleitet waren.

Meschede, 17. März. **Tischlereien durch Brand gefährdet.** Als eine hiesige Hebamme an der früheren Schulteschen Fabrik vorbeikam, in der jetzt zwei große Tischlereien untergebracht sind, bemerkte sie, daß dort ein Brand ausgebrochen war, und rief die Feuerwehr zu Hilfe. Den eigentlichen Brandherd bildete ein Balken unter der Decke in der einen Tischlerei. Dort hatte sich Holzstaub angesammelt, der vermutlich durch Funkenflug aus dem Leimofen in Brand geraten war. Es gelang, den Brand, der ein Großfeuer von unabsehbaren Folgen hätte hervorrufen können, im Keime zu ersticken.

Neuregelung der Petroleumpreise. Wie bereits kurz berichtet, ist mit Wirkung vom 10. März ab der Petroleumpreis neu geregelt worden. Ergänzend wird dazu mitgeteilt, daß die zu diesem Zeitpunkt bei den Einzelhändlern vorhandenen Petroleumbestände noch bis zum 1. September 1941 zum bisherigen Preis verkauft werden können.

*

Nichterhebung von Wehrsteuer

Neue Erlasse über Bürgersteuer und Wehrsteuer

Zwei Erlasse des Reichsfinanzministers vom 3. und 4. März treffen Entscheidungen über die Erhebung von Wehrsteuer und Bürgersteuer. Der Erlaß vom 4. März bestimmt u. a. folgendes:

1. Die Wehrsteuer wird von einem Wehrsteuerpflichtigen, der zum Wehrdienst einberufen worden ist, für die Dauer seiner Wehrdienstleistung nicht erhoben;

2. die Wehrsteuer wird auch nach der Entlassung des Wehrsteuerpflichtigen aus dem Wehrdienst nicht mehr erhoben, wenn der Wehrsteuerpflichtige a) einschließlich eines etwa im Frieden abgeleisteten Wehrdienstes insgesamt mehr als drei Monate (= 90 Tage) Wehrdienst geleistet hat oder b) bei der Ableistung von Wehrdienst durch feindliche Waffeneinwirkung verwundet oder beschädigt worden ist oder c) bei der Ableistung von Wehrdienst mit dem Eisernen Kreuz oder mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet worden ist.

Die Befreiung gilt bei Wehrsteuerpflichtigen, die insgesamt mindestens zwei Jahre Wehrdienst geleistet haben, vom Beginn ihrer Wehrsteuerpflicht an, bei Wehrsteuerpflichtigen, die weniger als zwei Jahre Wehrdienst geleistet haben, vom Beginn des Kalenderjahres an, in dem eine der in den Buchstaben a bis c bezeichneten Voraussetzungen für die Befreiung von der Wehrsteuer eingetreten ist.

Derselbe Erlaß trifft noch eine Reihe von weiteren Sonderbestimmungen (Kriegsmusterungsentscheidung und Wehrsteuerpflicht, Behandlung der einberufenen Wehrsteuerpflichtigen bei der Veranlagung und beim Steuerabzug vom Arbeitslohn usw.). Es empfiehlt sich, wegen des letztgenannten Punktes auch für Arbeitgeber, deren Gefolgschaftsangehörige eingezogen sind, sich diesen Erlaß zu beschaffen. (S. 2715 — 307 III, veröffentlicht im Reichssteuerblatt Nr. 25.)

Der Erlaß vom 3. März bestimmt, daß die Sonderregelung des § 1, Abs. 3, des Bürgersteuergesetzes (Erhebung jeweils für einen Monat von der Gemeinde, in der sich die standortmäßige Unterkunft des Steuerpflichtigen befindet) nur auf Berufssoldaten und aktive Wehrmachtbeamte bezieht. Die in dem vorgenannten Erlaß bezeichneten Angehörigen der Wehrmacht (ledige kasernierte Angehörige der Wehrmacht und auch die aus dem Beurlaubtenverhältnis einberufenen oder als Freiwillige in die Wehrmacht eingetretenen Angehörigen der Wehrmacht) sind nach den allgemeinen Vorschriften des Bürgersteuergesetzes zur Bürgersteuer heranzuziehen.

Schafft Soldatenversicherungen!

Die Heimat dankt der Front durch die Tat — Ein Appell an alle Betriebsführer im Gau Westfalen-Nord

Die Deutsche Arbeitsfront wendet sich hiermit an alle Betriebsführer des Gaues Westfalen-Nord mit dem Appell, Lebensversicherungen für die zur Wehrmacht eingezogenen Gefolgschaftsmitglieder abzuschließen.

Träger der Versicherung kann jede staatlich anerkannte Versicherungsgesellschaft sein. Im Hinblick darauf, daß gerade dieser Versicherungszweig eine breite finanzielle Basis verlangt, werden wohl in erster Linie die großen Versicherungsgesellschaften in Frage kommen. Die Frontsoldatenversicherung wird vom Betrieb abgeschlossen zu Gunsten der Angehörigen des im Felde stehenden Gefolgschaftsmitgliedes. Die Prämiensätze sind im Hinblick auf das Risiko günstig zu nennen. Sozialfonds, wie sie in manchen Betrieben bestehen, können nur dann als Ersatz für die Frontsoldatenversicherung gelten, wenn das einzelne Gefolgschaftsmitglied einen fest begründeten Rechtsanspruch hat und nicht auf eine unter Umständen willkürliche Entschließung angewiesen ist.

Die Frontsoldatenversicherung, die für die Kriegsdauer zunächst für ein Jahr gelten soll, kann nach dem Kriege entweder von der Firma als Gefolgschaftsversicherung ausgebaut werden oder aber das Gefolgschaftsmitglied selbst kann die Versicherung auf eigene Rechnung übernehmen. Schließlich besteht die Möglichkeit, sie in eine beitragsfreie Versicherung umzuwandeln, die dann zum gegebenen Zeitpunkt unter bestimmter Voraussetzung wieder aufleben kann. Schließlich kann die Versicherung durch natürlichen Ablauf am Schluß der Zeit, für die sie eingegangen wurde, also nach einem Jahr bzw. nach dem Krieg enden, wobei die eingezahlten Prämien ein Ausgleich für das Risiko der Versicherung sind.

*

Aus der Bewegung

Deutsches Jungvolk. Heute (Mittwoch) tritt das gesamte Fähnlein 31/281 um 14.30 Uhr an der Mädchenschule an.

BDM. Büren. Heute (Mittwoch) treten alle Mädel der Scharen 1 und 2 sowie des Jahrgangen 23 mit Handarbeiten am evangelischen Vereinshaus an.

*

Aus der Reihe der Toten

Salzkotten: Bauer Georg Reusch, 54 J. — **Paderborn:** Landgerichtsrat a. D. Karl Hülsenbeck, 65 J., Frau Maria Schröder geb. Brune, 62 J. — **Hövelhof:** Schülerin Elisabeth Westhoff, 14 J. — **Bad Lippspringe:** Margarete Neusius, 80 J. — **Völlinghausen:** Rentner Friedrich Kußmann, 76 J. — **Verlar:** Frau Wwe Theresia Plaß geb. Beine, 94 J. — **Geseke:** Kaufmann Heinrich Speckemeier, 56 J., Zimmermann Theodor Hoppe, 27 J.

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt; Stellvertreter: Otto Birkle, Büren. Verantwortlich für Politik und Unterhaltung: Emil Reuber; Sport und Provinz: Hans Joachim Koziolek (z. Zt. im Felde) i. V.: Dr. Anton Hans Meyer, Lippstadt; Bilder: die Ressortschriftleiter; für den heimatlichen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren. Verlag und Druck: C. Jos. Laumanns Lippstadt.

Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 v. 1. Jan. 1941 gültig.

Im Grabe ist Ruh, im Leben Schmerz,
Drum schlummere sanft, du gutes Herz!

Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, Montag nachmittag 3¼ Uhr unsere innigstgeliebte, treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Wwe. Anna Arand

geb. Heupel

in ein besseres Jenseits abzuberufen.

Sie starb nach schwerer, mit großer Geduld ertragener Krankheit, versehen mit den Tröstungen unserer heiligen Kirche, im Alter von 72 Jahren.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:

Familie Joh. Arand.

Büren, Villa Calzada (Argentinien), Warschau, z. Zt. im Felde und Gelsenkirchen, den 18. März 1941.

Das feierliche Seelenamt findet statt am Samstag, dem 22. März 1941, morgens 8.10 Uhr, in der Pfarrkirche zu Büren. Danach ist die Beerdigung vom Trauerhause, Adolf-Hitler-Straße, aus.

Danksagung

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme und die Kranzspenden beim Tode unserer lieben Mutter, der

Wwe. Bernhard Kaiser

sagen wir allen aufrichtigen Dank.

Die trauernden Kinder.

Das **30tägige Seelenamt** findet statt am Donnerstag, dem 20. März, morgens 8.10 Uhr, in der Pfarrkirche zu Büren.

Die kleinen Bausteine zum vollkommenen Wissen sind das tägliche Studium der Zeitung!

Einige Fuder

Stalldünger

zu kaufen gesucht.

Gärtnerei Jos. Harth, Büren.

atenversicherungen!

der Front durch die Tat —
le Betriebsführer im Gau
stfalen-Nord

eitsfront wendet sich hiermit
hrer des Gaues Westfalen-
ell, Lebensversicherungen für
eingezogenen Gefolgschafts-
ßen.
icherung kann jede staatlich
rungsgesellschaft sein. Im
daß gerade dieser Ver-
breite finanzielle Basis ver-
in erster Linie die großen
haften in Frage kommen.
ersicherung wird vom Be-
n Gunsten der Angehöri-
stehenden Gefolgschaftsmit-
ienjätze sind im Hinblick auf
u nennen. Sozialfonds, wie
rieben bestehen, können nur
die Frontsoldatenversicherung
nzelne Gefolgschaftsmitglied
ten Rechtsanspruch hat und
nter Umständen willkürliche
iesen ist.
nversicherung, die für die
t für ein Jahr gelten
Kriege entweder von der
haftsversicherung ausgebaut
das Gefolgschaftsmitglied
herung auf eigene Rechnung
lich besteht die Möglichkeit,
gsfreie Versicherung umzu-
zum gegebenen Zeitpunkt
rausjetzung wieder aufleben
ann die Versicherung durch
am Schluß der Zeit, für die
rde, also nach einem Jahr
eg enden, wobei die einge-
n Ausgleich für das Risiko
).

*

r Bewegung

olk. Heute (Mittwoch) tritt
in 31/281 um 14.30 Uhr an
n.
eute (Mittwoch) treten alle
1 und 2 sowie des Jahr-
arbeiten am evangelischen

*

Reihe der Toten

er Georg Reusch, 54 J. —
ichtsrat a. D. Karl Hülsen-
Maria Schröder geb. Brune,
Schülerin Elisabeth Weit-
d Lippspringe: Margarete
llinghausen: Rentner Fried-
. — **Verlar:** Frau Wwe
Beine, 94 J. — **Gesete:**
Speckemeier, 56 J., Zimmer-
e, 27 J.

Emil Reuber, Lippstadt;
Birkle, Büren. Ver-
olitik und Unterhaltung:
Sport und Provinz: Hans
k (z. Zt. im Felde) i. V.:
eyer, Lippstadt; Bilder:
iter; für den heimatlichen
Otto Birkle, Büren
: C. Jos. Laumanns
ippstadt.
Nr. 8 v. 1. Jan. 1941 gültig.

Leben Schmerz,
ift, du gutes Herz!

Montag nachmittag
utter, Schwieger-
ante

and

agener Krankheit,
rche, im Alter von

Hinterbliebenen:

d.

Zt. im Felde und

dem 22. März 1941,
Danach ist die Be-
aus.

e kleinen Bausteine
zum vollkommenen Wissen
d das tägliche
udium der Zeitung!

Einige Fuder
alldünger
zu kaufen gesucht.
rtnerei Jos. Harth,
ren.

Jedes Wort wurde Tat

Adolf Hitlers Vorausschau prägt ein Jahrtausend

Von Ernst Günter Dickmann

1. Fortsetzung

III.

Freispruch der Geschichte

„Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande", lautet ein alter Spruch. Adolf Hitler hat diese Erfahrung wie kaum ein zweiter machen müssen. So strahlend der Aufstieg seiner genialen Persönlichkeit uns Rückschauende auch heute anmuten mag, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sich zu allen Zeiten seine kühne Vorausschau mit der Engstirnigkeit der Ewiggestrigen auseinandersetzen mußte, eine lähmende Last für den großzügigen Tatmenschen, um so mehr, wenn man dabei bedenkt, daß fünfzehn Jahre lang in diesem Ringen die Macht gegen den Idealismus, die Masse gegen die kleine Minderzahl, die Tatsachen gegen den Zukunftstraum standen.

Wir haben schon dargestellt, daß es ein Wesenszug des Genies ist, sich über die kleinliche Beschränktheit seiner Mitwelt in kühnem Gedankenflug zu erheben. Doch befreit diese Fähigkeit keinen Tatmenschen von dem Zwang, sich auf der Ebene der realen Tatsachen mit den Kräften der Gegenwart zu messen und wertvolle Zeit, unwiederbringliche Lebenskraft sowie unendlichen Energieaufwand zu verschwenden, um die engstirnige Ueberheblichkeit seiner Zeitgenossen, den kleinlichen Haß seiner eigennützigen Neider und die phantasielose Aengstlichkeit der herrschenden Majorität zu bezwingen.

So wird fast jedes Auftreten des Genies in seiner jeweiligen Umwelt zu einem Zusammenprall zweier Welten, zweier Zeitalter. Unter den zahllosen Beweisen, die uns das Leben Adolf Hitlers dafür bietet, sei hier der Münchener Volksgerichtsprozeß als Beispiel herangezogen, wie die zukunftsichere Ueberlegenheit des Führers eine scheinbar verlorene Schlacht seines Bündnisses mit dem kommenden deutschen Schicksal in einen glänzenden Sieg umwandelte.

Als am 26. Februar 1924 in der Infanterieschule zu München der Prozeß gegen Adolf Hitler begann, standen alle Zeichen gegen ihn. Der „Putsch" vom 8. und 9. November 1923, der im Blutbad an der Feldherrnhalle geendet hatte, bedeutete nach Auffassung der politisch herrschenden Kräfte jener Zeit den Zusammenbruch einer für höhere Aufgaben unfähigen Verschwörergilde, die nun ihren Irrtum mit Festung und Gefängnis und der Auslöschung aus dem politischen Leben bezahlen mußte. Die Kräfte der Beharrung und der sogenannten Staatsautorität, vertreten durch den bayerischen Generalstaatskommissar v. Kahr, General v. Lossow und Oberst Seißer, hatten offenbar den schlimmen Streich jugendlicher Brauseköpfe der Hitlerbewegung rechtzeitig im Keime erstickt und die Wogen des öffentlichen Aufbegehrens mit dem Oel der ach so segensreichen Ruhe wieder geglättet.

So standen sich denn die gegnerischen Parteien gegenüber, die in der verhängnisvollen Novembernacht in München aufeinandergeprallt waren: auf der Anklagebank, vorgeführt aus der Untersuchungshaft, ein kaum fünfunddreißigjähriger „junger Mann", der noch vor wenigen Wochen einfacher Gefreiter gewesen war und noch niemals ein öffentliches Amt innegehabt hatte und der dennoch mit dem anmaßenden Anspruch aufgetreten war, die unseligen Verhältnisse des Reiches durch einen Gewaltstreich zu ändern. Gott sei Dank, so dürften damals die Siegelbewahrer der öffentlichen Ordnung selbstzufrieden aufgeatmet haben, dieser nicht ganz ungefährlichen Situation sind wir erfreulicherweise Herr geworden. Natürlich konnte man die meist jugendlichen Angeklagten nicht wie Strauchdiebe oder Einbrecher behandeln, waren doch die meisten verdienstvolle Kriegsteilnehmer mit höchsten Auszeichnungen, also wollte man sie mit väterlicher Strenge vom hohen Kothurn der überlegenen Staatsautorität herab zur Rechenschaft ziehen. Vielleicht würden so noch einmal brauchbare Staatsbürger aus ihnen werden.

Kein Wunder, daß die Beurteilung des Hauptangeklagten Hitler durch den Staatsanwalt und Zeugen von fast wohlwollender Ueberlegenheit triefte. Waren sie doch die offensichtlichen Alleinpächter besserer Einsicht, standen doch auf ihrer Seite die Tatsachen und die Macht!

Und also wurde dem Störenfried Hitler der Spiegel seines Charakters vorgehalten. Jedes Wort turmhohe Ueberlegenheit, getränkt mit Lebenserfahrung und Selbstbewußtsein, jedes Wort angemessener Tadel jugendlichen Ungestüms, jedes Wort sichtbarer Ausdruck wohlerworbener Würde.

Der Zeuge Generalleutnant v. Lossow soll das Wort haben:

„Ich merkte, daß die langen Reden (Hitlers) fast immer das gleiche enthielten, daß ein Teil der Ausführungen für jeden national eingestellten Deutschen selbstverständlich war und daß ein anderer Teil davon Zeugnis ablegte, daß Hitler der Wirklichkeitssinn und der Maßstab für das, was möglich und erreichbar ist, abgeht."

„Wir (d. h. Generalleutnant v. Lossow und Oberst Seißer) haben immer den Versuch gemacht, Hitler auf den Boden der Wirklichkeit und der Tatsachen zurückzuführen, weil wir den gesunden Kern der Hitlerbewegung erkannt hatten . . ."

Aber man kennt ja seine Pflicht als mitverantwortlicher Träger der Staatsautorität, „ohne Rücksicht auf die eigene Person und moralische Hemmungen, alles einzusetzen, um unabsehbare Folgen für das Reich und Bayern hintanzuhalten, die eingetreten wären, wenn die Diktatur Hitler auch nur einige Tage gedauert hätte."

Gewiß, diese Zeugen im Münchener Hitlerprozeß durften sich schon erlauben, Prognosen zu stellen, denn schließlich verstanden sie etwas von Staatsführung und Politik und besaßen ihre in einem langen Leben sauer erworbenen Erfahrungen. Darauf pochend, konnte der Herr Oberst Seißer, der Hitler einen „ins Maßlose gesteigerten Größenwahn" vorwarf, wohl zu folgendem Urteil kommen:

„Eine Hitler-Regierung hätte über das Land und über das Reich ein Unheil gebracht, das so schnell nicht wieder gutzumachen gewesen wäre."

Nun standen Volk und Reich in jenem November 1923 zwar ohnehin vor dem völligen Zusammenbruch, und die Franzosen hatten das Ruhrgebiet besetzt, doch blieb es dem Herrn Generalstaatskommissar v. Kahr, immerhin ein Mann von Rang und Namen, vorbehalten, im einzelnen zu erläutern, welches Verdienst er sich mit seinem notorischen Wortbruch am 9. November für Deutschland — obwohl es ihm mehr auf Bayern ankam — erworben hatte, als er erklärte:

„Wir haben von Anfang an diese (Hitlers) Gedankengänge als bodenlos, als katastrophal für Bayern und das Reich bezeichnet."

Wir können uns ganz gut vorstellen, mit welchem Gefühl tiefster Selbstzufriedenheit sich die „Sieger vom 9. November 1923" wieder auf die Zeugenbank gesetzt haben mögen. Jetzt hatten sie diesem politisierenden Gefreiten, diesem phantasierenden Umstürzler wahrhaftig den vernichtenden Hieb versetzt!

Den Rest mußte der Staatsanwalt tun.

Er tat es mit pflichtbewußter Nüchternheit, die weder Eifer noch Zorn kennt, und konnte es sich deshalb erlauben, Lob und Tadel mit unsichtbar erhobenem Zeigefinger wohlabgewogen auszuschütten.

„Als Mensch können wir Hitler unsere Achtung nicht versagen" tat er kund, „so schwer auch sein Verbrechen, so groß auch sein Verschulden ist. Dieses Verschulden erfährt eine gewisse Milderung durch die Verhimmelung, die ihm allmählich den klaren Blick trübte und ihn gegenüber den Einwirkungen des Kreises um ihn nicht mehr widerstandsfähig machte."

Dem Zuckerbrot der mildernden Umstände fügte der Staatsanwalt zugleich die Peitsche schärfster Beurteilung hinzu:

„In Hitlers Hemmungslosigkeit liegt seine tragische Schuld."

Doch, als wolle er einem reumütigen Sünder für ferne Zeiten eine goldene Brücke zur Rückkehr in den Himmel bürgerlicher Wohlanständigkeit bauen, kommt er zu dem Ergebnis:

„Ich verkenne den guten Kern nicht. Es ist verständlich, daß die begeisterungsfähige Jugend der Ungeduld verfällt. Aber sie muß gezügelt und in richtige Bahnen gelenkt werden von reifen Männern."

Gegen den „unreifen" Hitler beantragte er alsdann acht Jahre Festungshaft.

Wie wenig den Führer die leeren Anschuldigungen und anmaßenden Urteile berühren konnten, beweist uns ein Satz, den er mit schneidender Schärfe mitten im Prozeßverlauf auf einen Vorhalt des Anklagevertreters zurückgab:

„Die Abrechnung mit den Novemberverbrechern wird ein Reservat von mir bleiben, wenn nicht jetzt, dann für die kommende Zeit, Herr Staatsanwalt!" Zehn Jahre später, im Frühjahr 1933, wurde diese Abrechnung, die Hitler damals voraussagte, vollzogen.

Doch wir müssen, wenn wir den wahren Gegensatz zwischen Genie und Mittelmaß voll begreifen wollen, uns noch einmal summarisch die Urteile vor Augen halten, die anerkannte Männer des öffentlichen Lebens, höchste Autoritäten, Vorbilder der Klugheit und Lebensreife über den Mann äußerten, der wenige Jahre später im genialsten Ansturm die Freiheit seines Volkes nach innen und außen durchsetzte.

„Kein Wirklichkeitssinn", „Kein Maßstab für Mögliches", „Nicht auf dem Boden der Wirklichkeit", „Ins Maßlose gesteigerter Größenwahn", „Ungezügelte Ungeduld", „Unreif und auf falschen Bahnen", „Hemmungslosigkeit", „Getrübter Klarblick", „Nicht widerstandsfähig gegen Umwelteinflüsse", „Bodenlos katastrophale Gedankengänge" — welch ein Charakterbild ergäbe sich hier, wenn es einem uns Unbekannten zugeschrieben würde! Dies alles haben sogenannte „nationale" und angeblich „wohlwollende" Deutsche einmal über Adolf Hitler gesagt, weil sie nicht fähig waren, ein einmaliges Genie zu erkennen. Wundert uns dann noch die Sintflut der Beschmutzungen und Verdächtigungen, die seine erklärten Feinde über ihn ausgeschüttet haben?

Wenn alle diese, von der Geschichte längst als Ausflüsse arroganter Eitelkeit und blinden Wahnes entlarvten Aeußerungen nicht wörtlich in den Gerichtsakten des Hitlerprozesses stünden, würden wir heute überhaupt noch glauben, daß der größte Mann der deutschen Geschichte einst durch diesen Sumpf von Schmähung und Verkennung gehen mußte?

Das Genie indessen bleibt unberührt von Anklage und Urteil, weil es sich einer höheren Gerechtigkeit verpflichtet und einem höheren Gesetz verantwortlich weiß. Was es aus dem Zwange einer inneren, sittlichen Notwendigkeit heraus tat, verantwortet es nicht vor der Engherzigkeit und bornierten Selbstgefälligkeit seiner Mitwelt.

Das Genie sieht ja weiter und ist seiner Zeit voraus. Sein Bekenntnis wandelt daher den Schuldspruch in eine Anklage gegen die zu Gericht sitzende Gewalt und wird zum Fanal für eine ferne Zukunft, die zu ahnen nur ihm allein möglich ist.

So erklärt Adolf Hitler dem Münchener Gerichtshof:

„Ich glaube, daß die Stunde kommen wird, da die Massen, die heute mit unserer Kreuzfahne auf der Straße stehen, sich vereinen werden mit denen, die am 8. November auf uns geschossen haben."

Schon breitet sich in dieser Stunde vor seinem geistigen Auge das große Bild des kommenden Reiches aus, wie wir es alle erst ein Jahrzehnt später in Wirklichkeit kennengelernt haben, als im Frühlingssturm der nationalsozialistischen Revolutionen die Schranken zwischen Klassen und Ständen fiel, die Zäune zwischen politischen Parteien zerbrachen, die Fähnchen und Fahnen von Ländern, Städten, Weltanschauungen und Vereinen sanken und an ihrer Stelle das eine ruhmreiche Banner der deutschen Einheit emporstieg.

Mit Worten, deren seherische Kraft und unvergleichliche Glaubensfülle noch in Jahrhunderten im deutschen Volk lebendig sein wird, zieht der angeklagte Gefreite des Großen Krieges für wenige Sekunden die Schleier vom Geheimnis der deutschen Volkwerdung, und in diesen Sekunden versinken die vorher gültigen Begriffe von Rang, Namen, Autorität und Einsicht in ein wesenloses Nichts, denn an ihre Stelle tritt, eine neue Zeit beschwörend, das Urteil über die Erbärmlichkeit seiner vermeintlichen Sieger fällend, das Genie des Jahrtausends in das strahlende Licht eines weltgeschichtlichen Augenblicks:

„Die Armee, die wir herangebildet haben, die wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schneller. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einmal die Stunde kommt, daß diese wilden Scharen zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern, die Regimenter zu Divisionen werden, daß die alte Kokarde aus dem Schmutz herausgeholt wird, daß die alten Fahnen wieder voranflattern, daß dann die Versöhnung kommt beim ewigen letzten Gottesgericht, zu dem anzutreten wir willens sind.

Dann wird aus unseren Knochen und aus unseren Gräbern die Stimme des Gerichtshofes sprechen, der allein berufen ist, über uns zu Gericht zu sitzen. Denn nicht Sie, meine Herren, sprechen das Urteil über uns, das Urteil spricht das ewige Gericht der Geschichte, das sich aussprechen wird über die Anklage, die gegen uns erhoben ist. Ihr Urteil, das Sie fällen werden, kenne ich. Aber jenes Gericht wird uns nicht fragen: Habt Ihr Hochverrat getrieben oder nicht? Jenes Gericht wird uns richten, über den Generalquartiermeister der alten Armee, über seine Offiziere und Soldaten, die als Deutsche das Beste gewollt haben für ihr Volk und Vaterland, die kämpfen und sterben wollten.

Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen, die Göttin des ewigen Gerichtes der Geschichte wird lächelnd den Antrag des Staatsanwaltes und das Urteil des Gerichtes zerreißen, denn sie spricht uns frei".

Die Scheingrößen jener Zeit sind längst vergessen, aber Hitlers Name wuchs zu weltgeschichtlichem Ruhm. Wer würde von den Richtern und Zeugen jenes Prozesses überhaupt noch sprechen, wenn sie nicht lediglich durch die Tatsache, daß sie über den größten Sohn des deutschen Volkes aburteilend zu Gericht saßen, eine traurige Berühmtheit erlangt hätten?

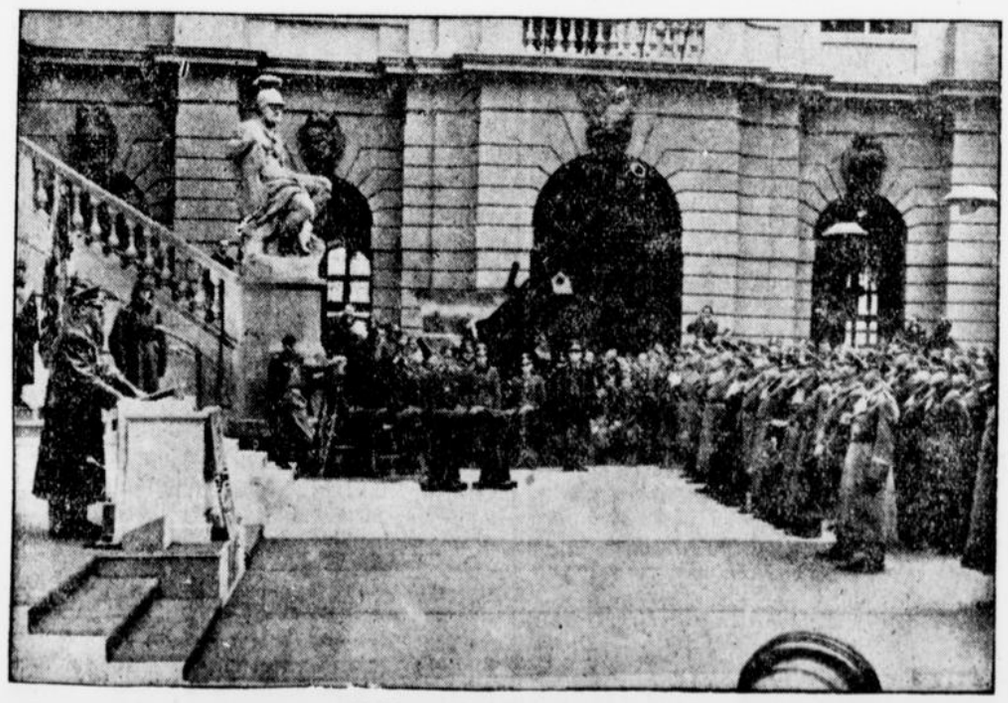
Zehn Jahre vergingen, bis der Genius dieser Stunde am 9. November 1933 vor die Gräber seiner gefallenen Kameraden trat und in tiefer Ergriffenheit das bescheidene Bekenntnis ablegte:

„Wir wissen, daß wir wohl alle damals unter dem Befehl des Schicksals standen und daß wir wohl alle Werkzeuge einer höheren Macht waren."

(Fortsetzung folgt.)

Die 11 000-Kilometer-Reise Matsuokas

Die Reise führt durch die ganze Breite des größten Festlandes der Welt. Insgesamt hat Matsuoka etwa 11 000 km von Tokio zurückzulegen. Im Flugzeug ging es selbstverständlich bedeutend rascher. Allein die Strecke führt durch Sibirien, wo der transkontinentale Flugdienst noch nicht zu einer Gewohnheitserscheinung geworden ist, obwohl eine mehrmals in der Woche beflogene Militärlinie von Moskau nach Wladiwostok führt. Der japanische Außenminister überquert zunächst von einer der südlichen japanischen Inseln die Straße von Korea etwa unter dem 35. Breitengrad, was etwa der Breite von Tanger oder Zypern entspricht. Dann fährt er durch Korea und die ihm aus seiner früheren Tätigkeit als Direktor der mandschurischen Eisenbahn wohlvertraute Mandschurei fast 2000 km nach Nordwesten und trifft bei der Station Mandschurija, etwa unter dem 50. Breitengrad — also dem Breitengrad von Frankfurt a. M. oder Ratibor — auf die transsibirische Bahn, die ihn um den Baikalsee herum durch eine großartige Gebirgsszenerie noch etwas weiter nach Norden und dann fast gradlinig nach Westen durch die weite sibirische Tiefebene führt. Die transsibirische Eisenbahn, die Moskau mit Wladiwostok verbindet und eine Abzweigung in die Mandschurei hat, ist neuerdings zweigleisig ausgebaut worden. Die russischen Züge haben keine allzu hohe Fahrgeschwindigkeit. Der Russe legt bei den riesigen Entfernungen, die er zu bewältigen hat, mehr Gewicht auf eine gewisse Weiträumigkeit der einzelnen Abteile, was auch mit der größten Spurweite der Eisenbahnen zusammenhängt, als auf das Sausetempo der modernen westeuropäischen oder amerikanischen Züge. Die Reise vollzieht sich zum größten Teil auf dem 55. Breitengrad, was etwa der Höhe von Flensburg oder Königsberg entspricht. Auf der Herreise dürfte die sibirische Steppe noch im Banne des Winters liegen. Sehr viel angenehmer, vom Standpunkt des Reisenden, dürfte sich die Rückfahrt vollziehen, weil inzwischen auch in Sibirien der Frühling eingezogen ist, das geschieht sehr viel schneller als bei uns. Buchstäblich über Nacht. Und kaum ist die Schnee- und Eisdecke geschmolzen, so prangt die Steppe im buntesten Frühlingskleid, was die sonst als eintönig verschrieene Fahrt für Feinschmecker unter den Globetrottern geradezu zu einer wahren Augenweide macht. Normalerweise muß für eine Reise von Japan nach Berlin ein Zeitraum von zwei bis drei Wochen gerechnet werden — wenn alle Anschlüsse klappen, was durchaus nicht immer der Fall ist. Häufig verkehren Anschlußzüge immer nur den übernächsten Tag, so daß eine „Zugverspätung" eine ganz andere Bedeutung als bei uns hat. Darum ist es auch wichtig, daß die russische Regierung schon jetzt erklärt, die Reise des japanischen Außenministers in jeder Weise fördern zu wollen.



Heldengedenktag 1941
Der Führer bei seiner Rede im Lichthof des Berliner Zeughauses. (Weltbild/M.)



Deutsche Fliegeroffiziere besichtigen nach einer Zwischenlandung Tripolis
Sauber und gepflegt sind die Straßen und Gebäude dieser modernen Stadt. (Weltbild/M.)

Allgemeine Rundschau

Jahrestagung der Imker

Teplitz-Schönau, 18. März. Die Reichsfachgruppe Imker hielt in Teplitz-Schönau im Sudetengau die Jahrestagung 1940/41 ab, zu der Vertreter des Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft u. a. m. erschienen waren. Die einzelnen Landesfachgruppen Imker waren durch ihre Vorsitzer, Geschäftsführer und Obmänner vertreten. Grüße hatten der Führer der italienischen Imkerschaft, Graf Zappi-Recordati, gesandt, der die Verbundenheit der italienischen Bienenzüchter mit den deutschen Imkern zum Ausdruck brachte, die slowakischen Imker sowie die Imker Ungarns und Rumäniens.

In dem Geschäftsbericht wurden verschiedene Fragen angeschnitten, die im Laufe der Beratungen weitere Klärung fanden. So vor allem die Frage der Bienenzuchtberater. Oberregierungsrat Küthe teilte dazu mit, daß das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft sich entschlossen habe, diese Frage zu lösen. Das Reichsministerium sei grundsätzlich bereit, auch auf dem Gebiet der Bienenzucht das Beratungswesen in höchstem Maße zu fördern. Auf diese Weise werden die bisher ehrenamtlich tätigen Kräfte eine wirksame Unterstützung durch hauptamtliche Kräfte erfahren. Man hofft, daß diese Berater und Beraterinnen bereits am 1. April ihre Tätigkeit werden aufnehmen können. Die Zahl der Berater wird zunächst 40 betragen, und zwar werden sie so verteilt, daß kleinere Landesfachgruppen einen und größere zwei erhalten.

Die Sonderaktion der Reichsfachgruppe Imker für die Ablieferung von Honig für die Verwundeten, Kranken und Erholungsbedürftigen, Kinder, Mütter und die breiten Verbrauchermassen wird in diesem Jahre wiederholt. Zur Ablieferung kommen diesmal 2 kg je Bienenvolk. Aus dem Zuchtwesen ist zu erwähnen, daß es augenblicklich in Deutschland 28 Stämme gibt, doch kommen noch immer neue hinzu. Wichtig ist die Förderung der Bodenständigkeit, auf die es besonders ankommt. Um eine Vereinheitlichung in den Bienenwohnungen herbeizuführen, ist zunächst eine Einheitsblätterbeute der Reichsfachgruppe Imker geschaffen worden, die viel Anerkennung gefunden hat, aber noch weiter verbessert werden wird. Später wird auch noch eine Oberbehandlungsbeute geschaffen werden. Auch der Versicherungsverein hat eine gute Entwicklung aufzuweisen. Die Zahl der Mitglieder ist von 126 303 im Jahre 1932 auf 251 729 Ende 1939 gestiegen.

*

Oberbürgermeister Dillgardt von seinem Auftrage als Generalbevollmächtigter für die Energiewirtschaft entbunden

Berlin, 17. März. Oberbürgermeister Dillgardt, Essen, hat den Reichsmarschall als den Beauftragten für den Vierjahresplan gebeten, ihn von seinem Auftrage als Generalbevollmächtigter für die Energiewirtschaft zu entbinden, weil die sonstigen ihm übertragenen Aemter jetzt den Einsatz seiner ganzen Arbeitskraft erfordern.

Der Reichsmarschall hat dieser Bitte entsprochen und in einem persönlichen Handschreiben Oberbürgermeister Dillgardt seinen Dank und seine Anerkennung für die im Rahmen des Vierjahresplanes geleisteten Arbeiten zum Ausgebracht.

*

Bielefeld, 17. März. **Lebensmittelkarten gestohlen.** Die Bielefelder Große Strafkammer verurteilte die 43 Jahre alte Margarete Schulte aus Minden wegen Diebstahls und schwerer Urkundenfälschung sowie Vergehens gegen die Verbrauchsregelung zu der empfindlichen Strafe von einem Jahr und sechs Monaten Zuchthaus und zwei Jahren Ehrverlust. Die Sch., die 1933 in einem damals viel beachteten Prozeß vom Bielefelder Schwurgericht wegen Giftmordversuches zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, hatte im Juli 1940 in einem Geschäft in Minden Lebensmittelkarten an sich genommen. Dadurch war der Bedarf einer sechsköpfigen Familie erheblich gefährdet worden. Als die Angeklagte einen Schüler mit Lebensmittelkarten zum Einkauf fortschickte, wurde der Schwindel sofort entdeckt. Zur Begründung der exemplarischen Strafe betonte das Gericht, daß sich jemand, der in so häßlicher und von niedriger Gesinnung zeugender Weise die Versorgung einer vielköpfigen Familie gefährdet, selbst aus der Volksgemeinschaft ausschließe. Da die Angeklagte die Tat leugnete, wurde auch die Untersuchungshaft nicht angerechnet.

Bielefeld, 18. März. **Von einer Eisenplatte erschlagen.** In einem hiesigen Betrieb fiel dem Former P. eine Eisenplatte so unglücklich auf den Kopf, daß der Verletzte kurz darauf starb

Gahlen, 18. März. **Zur Erhaltung des Hühnerbestandes** der Geflügelzüchter hatte ein Gahlener Jagdpächter in der Nähe eines Bauernhofes eine Raubtierfalle aufgestellt. Schon in kurzer Zeit konnten durch sie drei Füchse, ein Steinmarder und Iltis zur Strecke gebracht werden. Neben der Freude des Jagdpächters ist vor allem auch die Genugtuung der Hühnerbesitzer zu verstehen, die wachsende Klagen über die Tierräuber vorbringen mußten.

Hamm, 18. März. **Die große Frühjahrs-Zuchtviehversteigerung** der Westfälischen Herdbuchgesellschaft für die Zucht des schwarzweißen Tieflandrindes bot auch diesmal wieder ein erstklassiges Bild. Der sehr großen Besucherzahl konnten insgesamt 263 Tiere vorgeführt werden. Schon die Leistungsprämiierung bewies den qualitativen Hochstand der Tiere. Für 76 Bullen wurden Leistungspreise vergeben. Sieger war der „Junker"-Sohn und „Juwel"-Enkel „Juwel" der fleißig arbeitenden Werthmannschen Gutsverwaltung in Lühringsen (Krs. Soest), ein Bulle, der in selten zu findender Harmonie Form und Leistung vereinigt und mit noch 7 anderen Bullen der 1. Wertklasse zugeteilt werden konnte. Mit seiner ungewöhnlich hohen Leistung von 507,7 Punkten stand er an der Spitze der besten Leistungstiere. Bei der Prämiierung nach Form wurden 40 Bullen sowie 29 Kühe und Rinder ausgezeichnet. Auf die Bullen wurden 11 erste, 14 zweite und 15 dritte Preise vergeben, auf die Färsen 7 erste, 9 zweite, 11 dritte und 2 vierte Preise. Den Siegerpreis errang der „Gerhard 12.795"-Sohn „Gieselher" aus der bekannten Zucht des Bauern Wilhelm Blaue in Stockhausen (Krs. Lübbecke).

Datteln, 18. März. **Erfolgreiche Sumpfbiberzucht.** Während es vor drei Jahren in unserer Nachbargemeinde Oer-Erkenschwick nur einen oder zwei Sumpfbiberzüchter mit nur wenigen Tieren gab, hat die Sumpfbiberzucht hier einen so starken Aufschwung genommen, daß man dort jetzt mindestens zehn Züchter mit wenigstens 140 Sumpfbibern zählen kann.

Recklinghausen, 18. März. **Vier Söhne eines Uhrmachermeisters mit dem Uhrmacher-Meistertitel.** Hier ist der seltene Fall zu verzeichnen, daß nicht weniger als vier Söhne eines Meisters das gleiche Handwerk des Vaters wählen und ihr Meisterexamen gemacht haben. Vier Söhne des am Steintor wohnenden Uhrmachermeisters Alois Albers sind gleichfalls Uhrmacher geworden. Drei von ihnen hatten bereits das Meisterdiplom erhalten, und nun bestand auch der vierte, der im Felde steht, sein Meisterexamen. Einer dieser vier Söhne hat übrigens auch die Meisterprüfung als Optiker bestanden.

Wermelskirchen, 18. März. **Drei Kühe durch Kurzschluß getötet.** Auf dem Gutshof Schleutermann in Dabringhausen wurden drei Kühe durch einen Kurzschluß getötet. Es handelt sich um wertvolle Tiere.

Hochspeyer (Rheinpfalz), 16. März. **Habicht mit der Küchenschürze gefangen.** Auf dem Frechtenthalerhof war ein Habicht in eine Hühnerherde eingefallen und hatte bereits erheblichen Schaden angerichtet. Ein hinzukommendes Mädchen warf geistesgegenwärtig die Schürze über den Hühnerdieb, der so festgehalten und gefangen werden konnte.

Stettin, 18. März. **100 Jahre alt und viel erlebt.** Hier konnte Dr. Wilhelm Mayer sein 100. Lebensjahr vollenden. Welch weite Spanne Zeit hat der Hundertjährige, dessen geistige und körperliche Frische erstaunlich ist, durchwandert! Als siebenjähriger Junge begleitete er im Jahre 1848 seinen Vater, den Apotheker und Stadtältesten von Stettin, nach Frankfurt (Main) zur Nationalversammlung. Teils schon mit den ersten Eisenbahnen, teils aber auch noch im Wagen wurde damals diese Reise zurückgelegt. In Frankfurt fand der kleine Stettiner die Aufmerksamkeit von Ernst Moritz Arndt, der sich viel mit ihm beschäftigte. Als Neunjähriger begegnete er dem Turnvater Jahn, der zu dem Knaben damals meinte, daß er vielleicht noch einmal die Einigung Deutschlands erleben würde. Nun, der Hundertjährige, der fünf Kriege erlebt hat, durfte im hohen Alter Zeuge des Werdens eines geeinten Großdeutschlands werden.

Deutsches Kulturleben

Grabbes Dramen in ursprünglicher Form

Das Bochumer Schauspiel, das sich in der zyklischen Zusammenfassung dramatischer Gesamtwerke der Hauptvertreter unserer Klassik von Shakespeare bis Hebbel verdient gemacht hat, plant für den Juni 1941 im Rahmen einer Christian-Grabbe-Woche in Zusammenarbeit mit der Grabbe-Gesellschaft die acht Hauptdramen des Dichters in der Aufführungsfolge einer Woche zu bieten. Die künstlerische Gesamtleitung liegt in Händen von Professor Dr. Saladin Schmitt, der unlängst mit seiner Inszenierung des „Bruderzwist in Habsburg" im Wiener Burgtheater als Beitrag zur Grillparzer-Festwoche einen bedeutsamen Beweis zeitgenössischer Bühnenkunst liefern konnte.

Westfälische Schauspielschule

Vor einigen Tagen unterzog sich der erste Lehrgang der Westfälischen Schauspielschule im Beisein der Vertreters der Reichstheaterkammer, Intendanten Abrell, der Abschlußprüfung. Alle zur Prüfung zugelassenen Schüler und Schülerinnen bestanden die Prüfung.

Ausstellung in Düsseldorf

In der Mensa der Medizinischen Akademie in Düsseldorf wurde eine Ausstellung von Werken junger studierender Künstler der Staatlichen Kunstakademie eröffnet. — Die Ausstellung, die eine große Anzahl künstlerisch wertvoller Aquarelle und Radierungen umfaßt, soll einmal zeigen, was die jungen Studierenden der Kunstakademie heute in ihrem Fach lernen und leisten und inwieweit sie in ihrem Wirken den Forderungen des Staates gerecht werden. Zum anderen soll sie den Besuchern Gelegenheit geben, die Werke zu erwerben, um damit den jungen Künstlern, die meist nicht gerade mit Glücksgütern gesegnet sind, schon während ihrer Ausbildungszeit zu helfen.



Kinder verursachten Forstgroßbrand

Remscheid, 18. März. Die Feuerlöschpolizei wurde zu einem Forstgroßbrand in den Bezirk Hensberg gerufen, der 5000 Quadratmeter Forstbestand vernichtete und einen Schaden von mehreren tausend Mark verursachte. Es wurde festgestellt, daß mit Streichhölzern spielende Kinder den Großbrand verursachten. Drei Jungen konnten anschließend auch festgestellt werden, deren Eltern nun für den großen Schaden herangezogen werden. Das Feuer hatte einen so weiten Umfang angenommen, daß Kolonien und Kleintierställe gefährdet waren und die Feuerlöschpolizei erst nach einstündigem Einsatz des Feuers Herr werden konnte.

Was geht vor auf Krannitz?

Roman von ETT VAN LOTT

Urheber-Rechtsschutz: Drei-Quellen-Verlag, Königsbrück (Bezirk Dresden)

28)

Ich war froh, daß die Sache diesen Verlauf genommen hatte. Dr. Klodt mußte sich mit diesem Protokoll zufriedengeben. Das Alibi von Eugen war vorhanden, und mehr brauchte er nicht.

Jetzt war es allerhöchste Zeit geworden, zur Bahn zu kommen. Meine Frau war schon bereit und wartete. Ich gab dem Chauffeur Auftrag, über Settendorf zu fahren, weil ich mir die Gegend einmal ansehen wollte. Wir kamen gerade noch mit der Zeit aus und fuhren in scharfem Tempo los.

Bald hatten wir den Rinkh'schen Wald hinter uns und kamen in eine Gegend, in der Sandboden vorherrschte. Spärlich und schütter standen die Halme. Die Aehren waren klein und mager. Viel schien aus diesem Boden nicht herauszuwirtschaften zu sein!

„Ist der Boden hier überall so schlecht?", wandte ich mich an den Chauffeur.

„Nein, nur auf dieser Seite. Jenseits der Pappeln, die den Bach einsäumen, ändert er sich wie mit einem Schlage. Es gibt sehr gute Striche Feld darunter."

Wir fuhren jetzt langsamer durch Settendorf und kamen auch am Wirtschaftshof vorbei. Dort sah es trostlos aus. Auf den ersten Blick erkannte man, daß alles dem Verfall nahe war und daß niemand ein festes Regiment führte, wie oben auf Krannitz. Schade darum, es war ein schöner Besitz! Wie mir der Chauffeur erklärte, gehörten Teiche und Hopfenbau zum Gut. Bei guter Bewirtschaftung, einer starken Hand und mehr Energie hätte der Besitz sicher einen ganz guten Ertrag abwerfen können.

Ich ließ jetzt den Wagen auf volle Touren laufen und zwei Minuten vor der Zeit hielten wir vor dem kleinen Bautheimer Bahnhof. Als wir durch die Sperre traten, stand der Vorsteher mit dem Signal schon bereit. Gleich darauf konnten wir den Zug einfahren sehen. Egon stand schon vorne, wo der Gepäckwagen halten mußte.

Jetzt hielt der Zug, ich erkannte Gohta an einem der Fenster und winkte ihm zu. Gleich darauf stand er bei uns.

„Also doch zu spät gekommen?!" waren seine ersten Worte, als er Ada die Hand küßte.

„Es ist noch gut abgelaufen! Der Baron wird in kurzer Zeit wieder hergestellt sein", sagte Ada.

„Was ist geschehen?"

„Es ist auf den Baron geschossen worden — ein Schulterschuß. Der Arzt sagt, daß er keinerlei Folgen haben wird."

Gohta machte ein bestürztes Gesicht.

„Er wird hoffentlich in Kürze wieder völlig hergestellt sein", meinte Ada. „Nun werden wohl auch die Verleumdungen ein Ende haben!"

„Traurig, daß es erst dazu kommen mußte!" meinte Gohta, den die Reise recht angegriffen zu haben schien.

In Bautheim stieg ich aus, weil ich den Baumeister wegen der Reparatur des Schlosses noch sprechen wollte. Gohta fuhr mit Ada zum Schloß weiter.

Es war bereits sieben Uhr. Ich fragte daher telephonisch an, ob der Baumeister noch zu sprechen wäre.

„Nein, er ist eben fortgegangen", war die Antwort. „Wenn es aber dringend ist, können Sie ihn im „Adler" treffen."

Schon wieder der „Adler"! Das ganze Bautheimer Leben schien sich dort zu konzentrieren! Ich ging also wieder einmal in das Gasthaus.

Als mir der Wirt mein Glas Bier brachte, erkundigte er sich nach dem Befinden des Barons. Ich gab ihm Bescheid und fragte nach dem Baumeister.

„Er wird gleich hier sein", sagte der Wirt, nach einem Blick auf die alte Standuhr.

Der Kellner brachte mir die Tageszeitungen, und ich vertiefte mich in die Berichte. Die meisten Blätter beschränkten sich auf einen knappen Tatsachenbericht, ohne weitere Kommentare zu bringen. Nur die Breslauer „Landpost" verglich den Mordanschlag auf Eugen mit dem Morde an Hagen und erörterte verschiedene Mutmaßungen über die Motive der Tat. Es war im großen und ganzen nichts Wesentliches. Ich legte die Zeitungen weg und sah durch das Fenster auf den fast menschenleeren Marktplatz.

Eben betrat der Baumeister den „Adler". Der Wirt führte ihn zu meinem Platz. Ich überprüfte den Kostenvoranschlag, und wir waren bald handelseinig: Er übernahm die ganze Restaurierung, samt den Lackierer- und Klempnerarbeiten zu einem Pauschalpreise und hatte sich mit den einzelnen Handwerkern selbst abzufinden.

Es war dämmrig im Lokal, als die einzelnen Gäste nach und nach zum Stammtisch kamen. Heute war sicher ein besonders starker Besuch zu erwarten, in Anbetracht des Vorfalles auf Krannitz!

Ich bemühte mich, den Baumeister in ein Gespräch über sein Geschäft zu verwickeln, erhielt aber nur sehr einsilbige Antworten. Ich selbst hörte ja auch nur mit einem Ohre zu und verfolgte lieber das Gespräch am Stammtisch drüben, das langsam in Fluß kam. Es interessierte mich sehr, die Meinung der Bautheimer zu hören!

Manchmal stockte das Gespräch ganz — es schien keine richtige Stimmung aufkommen zu wollen. Vielleicht war meine Anwesenheit daran schuld, denn ich war ja in diesem Lokal als Verfechter von Eugens Unschuld genugsam bekannt. Man sprach von allem Möglichen, nur nicht von dem letzten Ereignis. Allerdings waren die Hauptredner noch nicht anwesend.

Als erster kam Dr. Ginz und begrüßte mich sehr kühl und gemessen. Deutlich merkte ich jetzt, daß meine Anwesenheit hier sehr unerwünscht war — ich wich aber nicht vom Platze.

Der Baumeister gab mir mehr als zerstreute Antworten; ich hatte längst gemerkt, daß er viel lieber drüben am Stammtisch sitzen würde.

„Wollen Sie nicht lieber zu Ihren Freunden gehen?" fragte ich ihn. „Unser Geschäft ist ja erledigt, und ich möchte Sie nicht weiter aufhalten."

„Sehr liebenswürdig, Herr Ingenieur! Aber wollen Sie nicht mitkommen? Sie kennen ja die meisten Herren."

Sichtlich erleichtert stand er auf und sagte die letzten Worte absichtlich mit erhobener Stimme.

„Aber gerne!" — darauf hatte ich ja abgezielt —. Wir übersiedelten zum Stammtisch.

Es trat dort ein peinliches Schweigen ein, das ich mit Vergnügen bemerkte und absichtlich nicht brach. Es war mir eine Genugtuung, die Verlegenheit zu sehen, denn sie zeugte von dem Schuldbewußtsein der Herren, die noch gestern in Eugen den Mörder gesehen hatten.

„Setten wollte um sieben Uhr hier sein", bemerkte Dr. Ginz, auf die Uhr schauend.

„Der kommt sicher herüber, vorausgesetzt, daß er in seiner Einöde von der Sache schon gehört hat", bemerkte der Bezirksrichter.

„Was sagen Sie zu der Wendung der Dinge, meine Herren?" fragte ich ein wenig herausfordernd.

„Jetzt müssen wir abwarten!", meinte einer der Stammgäste.

„Das kam unerwartet!" brummte Dr. Ginz vor sich hin.

„Gewiß! Sehr unerwartet! Eine überraschende Wendung, lieber Ginz! Der „Mörder" wird beinahe ermordet! Das kommt nicht alle Tage vor. Das gibt Grund, ein wenig nachzudenken, meine verehrten Herren!" sagte ich anzüglich.

Niemand antwortete. Inzwischen war der Abend hereingebrochen. Eine heimelige Stimmung herrschte im Lokal; ein richtiger Dämmerschoppen! Wie eine Störung war es, als die Türe aufging und Settens schlanke Gestalt sich gegen das trübe Licht des großen Fensters abzeichnete.

„Gut Abend, meine Herren!" grüßte er selbstbewußt.

Kaum hatte er Platz genommen, so begann er:

„Was sagen Sie zu diesem Bluff? Das ist ein Geriebener, der dort oben!"

Er lachte.

„Was meinen Sie damit?" meinte der biedere Baumeister. Nicht alle Anwesenden schienen seine Anspielung gleich zu begreifen.

„Aber diesmal geht es ihm nicht durch. Der Mann ist in seine eigene Falle gegangen."

„Wie meinen Sie das?" fragte wieder der Baumeister.

„Das ist doch sonnenklar! Selbstverstümmelung! Der letzte Verdacht soll von ihm, dem Hauptverdächtigen, abgelenkt werden. Er spielt das Opfer, das ebenfalls ermordet werden sollte." Höhnisch klang es durch den Raum.

(Fortsetzung folgt.)



Am häuslichen Herde



Der Unfall im Wald

Ein oberbayrisches Geschichterl von E. Trost

Das Knirschen der Sägen und der Schall der Holzäxte klingt laut durch den Hochwald. Hoch droben auf dem Feichtenbrand schaffen die Holzknechte im neuen Schlag. Es ist eine harte und gefährliche Arbeit. Tief frißt sich die mächtige Zweimannsäge in die harzigen Stämme. Die Krone neigt sich — tief, immer tiefer. Da heißt es aufpassen, ehe der riesige Stamm zur Erde kracht.

Trotz aller Vorsicht ist rasch ein Unglück geschehen. Ein Stamm fällt in die verkehrte Richtung. Seine langen buschigen Aeste erwischen den Muggenthaler-Michl gerade noch, bevor er beiseitespringen kann, und hauen ihn auf den felsigen Boden, daß ihm die Funken vor den Augen tanzen. Als die Kameraden den Michl unter den Fichtenzweigen hervorziehen, ist allerhand Schaden festzustellen. Ein Knöchel ist verstaucht, und auch der Schädel des Michl hat etliche Verletzungen davongetragen. Der Muggenthaler kann nimmer gehen. Da schaffen ihn etliche Kameraden auf Fichtenästen hinunter bis an die Waldstraße. Der Pauli holt den Doktor aus dem nächsten Dorf. Der kommt denn auch bald in seinem alten, rumpelnden Auterl gefahren und ladet den Michl auf, um ihn daheim in seinem Ordinationszimmer richtig zu verbinden und einzuschienen. Der alte Holzer-Xaver fährt zur Hilfeleistung mit.

Der Muggenthaler-Michl hockt wie ein Häuferl Elend auf dem abgeschabten Autopolster und stöhnt und jammert:

„Oh mein, Xaverl, i sag' dir's, bös bißl Wehdam machert mir rein garnix aus! Der Haxen heilt schon bald wieder und dös andere aa. Aber, aber, was wird mei Kathl sagen, bal sie von der Sach erfahrt! Wird die masseln, wann i heimkomm und d' Hosen hin is und's fast neue Hemmerd aa und i so lädiert bin, daß i a Zeitl nix arbeiten kann! Du Depp, wird d' Kathl sagen, wärst halt g'schwind auf d' Seiten g'hupft! Aber du sieht mans halt wieder, wie saudumm daß d' bist — Oh mei, oh mei, Xaverl, i hör s' scho schimpfen ... Mir graust, bal i hernach zur Kathl heimfahren soll!"

Der alte Xaverl zieht überlegend an seiner kalten Pfeife. Es ist im ganzen Tag bekannt, daß die Muggenthaler-Michlin keinen Guten raucht. Ihr Mann kriegt nix zu lachen, wenn er in dem Zustand zu Haus auftaucht — —

„Weißt was?" sagt der Xaverl endlich nachdenklich. „Da muß man 's halt mit der Kathl ganz einfach diplomatisch machen! Ma muaß ihr die Sach so zubringen, daß sie sich am End noch recht freut, daß du mit zerriss'ne Hos'n und an lädierten G'stell hoamkommst."

„Ja mein, wie soll i denn dös machen?" ächzt der Michl.

„Dös kannst du ma net!" erklärt der Xaverl. „Dös kann grad i. Aber i sag dir, i kanns aso, daß dei Kath nimmer schimpft, sondern dir no a Bußl gibt, balst kimmst!"

„O je, i hab scho seit guat zehn Jahr von der Kathl koa Bußl nimmer kriegt —"

„Heut derwischt ein. Wirst es schon seh'n", erwidert der Xaverl überzeugt. „Aber wie is dös nacha, zahlst mir dann aa a Maß Bier?"

„Drei Maß zahl i dir gern, wannst 's mit der Kathl in Ordnung bringst!" verspricht der Michl.

„Alsdann, 's gilt. Derweil di der Dokter verbinden tut, geh i zu der Kath und mach mit ihr dös Diplomatische ab."

Eine Weile später betritt der Xaverl die kleine, verrußte Küche vom Muggenthaler-Gütl. Die Muggenthaler-Michlin richtet am Herd gerade das Futter für die Schweine zurecht. Erstaunt schaut sie auf. „Ja, Xaverl, was tust denn du am hellichten Vormittag herunten im Dorf?"

„Ja mei — dös is halt schon amal a so a Sach — —" seufzt der Xaverl und hockt sich auf die Ofenbank. „Siehgst, Kath, es is diam amal aso auf der Welt ... Der Michl is uns allerweil a guater Kamerad g'wesen, und mir hab'n ihn alle recht gern g'habt ..."

„Was is denn mit'n Michl?" fragt die Kath. Irgend etwas kommt ihr nicht recht geheuer vor.

„Ja mei, der Michl ... Gel, Kath, du hast doch dein' Michl aa ganz gern g'habt, wannst ihm aa meistens d' Höll richtig eing'heizt hast, net wahr? Aber jetzt is schon amal so wie 's is —"

„Marand Josef, was is denn los?" schreit die Kathl vor Angst.

„Ja no — Schau, Kathl, mir haben an Baum g'fällt. A Mordstrumm Fichten. Und die is halt a bisserl z' fruh umkracht. Der Michl hat nimmer rechtzeitig wegkönnen. Der Baam is halt auf den Michl auffig'fall'n. Sei Hemmad hat's z'rissen und d'-Hosen is hin und der Michl selber — no, dös kannst dir eh scho denken — —" Der Xaver wischt betrübt seine Augen.

„Jessas, Maria!" kreischt die Kathl. „Mein Michl hat's derschlagen! Mei Michl, mei guater Michl!" Sie sinkt auf den Stuhl und heult zum Steinerweichen. „Mei Michl —! Grad gestern hab i no 'zankt mit ihm und hab' ihm an Besen nachg'schmissen! Und jetzt is er tot! Oh mei, oh mei, wann i nur grad an einzigsmal mein Michl wiederhaben könnt! Nia mehr tät i ihm a unrechts Wörtl geben! Mei armer Michl! Huhuhu — —"

Der Xaver seufzt und schneuzt sich immer wieder in sein riesiges rotgewürfeltes Sacktuch. Dazu murmelt er: „Ja mei, der Michl! A paar Aest haben ihn halt derwischt! D' Hosen werd nimmer zum Flicken sein, und sei Hemmad is aa in lauter Fetzen — —"

Die Kathl aber jammert weiter und überhört dabei, daß draußen ein Auto vorfährt. Die Küchentür geht auf, und der Muggenthaler Michl humpelt herein. Er stützt sich schwer auf einen Stock, und sein Schädel ist dick mit weißer Gaze und rosa Pflaster umwunden. Die Kathl starrt ihn an wie ein Gespenst. Dann springt sie mit einem Schrei auf und fällt ihm um den Hals:

„Michi, mei Michi!! Jetzt hab ich g'moant, du bist derschlagen und maustot! Und jetzt bis doch wieder da! O Michi, weil i nur grad dich wiederhab!" Dabei busselt die Kathl ihren Michl ab, daß dem beinahe der Schnaufer vergeht.

Der Xaverl steht auf und drückt sich schmunzelnd zur Tür hin: „No also, dann wär ja alles wieder guat — —"

Da fährt aber die Kathl schon auf ihn los: „Du Depp, du g'felchter, was sagst denn du, daß der Michl derschlagen is, wann's gar net stimmen tut?"

„Dös hab do i nie g'sagt! Kannst mir du eppa beweisen, daß i dös g'sagt hätt? I hab grad allerweil derzählt, daß sich der Michl 's Hemmad und d' Hosen zerissen hätt", verteidigt sich der Xaverl.

Die Kathl besinnt sich einen Augenblick: „Dös is eigentlich wahr. — Aber warum bringst du dös nacha so daher, daß oan der Schreck 's ganze Herz abifallt und ma meinen muß, daß der Michl nimmer lebt? Bist jetzt du so saudumm, du alter Esel, daß d' nix mehr richtig verzählen kannst?"

„Ah naa, i bin grad diplomatisch!" grinst der Xaverl.

„I gibs dir glei diplomatisch!" zetert die Kathl und greift nach dem Schweinstrankkübel. Der Xaverl macht einen Riesensatz und ist längst draußen, eh sie die dicke Brüh im Kübel gegen ihn in Schwung bringen kann. —

Am nächsten Sonntag aber läßt er sich beim Postwirt die drei Maß Bier gut schmecken, und der Muggenthaler Michl erzählt jedem, der es hören mag, daß der Xaverl sein allerbester Freund wär und mit den Weibern so gut umgehen könnt wie sonst keiner im ganzen Tal.

Heimkehr

Siehe: Ich lebe! Ich lebe!
Fest ist der Druck meiner Hand,
daß er Gewißheit dir gebe,
daß er ins Leuchtende hebe,
was du nur dunkel erkannt.

Stolzer erscheint mir dein Schreiten.
Trägst du so stark dein Geschick?
Ist von den flammenden Zeiten,
die auch dich, Liebste, begleiten,
heller erleuchtet dein Blick?

Stehen, wie du, alle Frauen
Deutschlands so froh in der Pflicht?
Tragen sie gleiches Vertrauen?
Dann ist der Sieg zu erschauen
jetzt schon aus eurem Gesicht!

Uffz. Werner Respondek

Die Parlamentäre des Königs

Eine historische Skizze von Manfred Collure

In Kriegszeiten geschehen so manche Dinge, die, aus den Schilderungen dritter gehört, oft genug ungläubiges Kopfschütteln erregen. Aber wer selbst einmal vor dem Feind gestanden hat, der zweifelt an gar nichts mehr, mag eine Begebenheit noch so unwahrscheinlich und phantastisch klingen. Eines der merkwürdigsten Erlebnisse, das wenig bekannt sein dürfte und einer heiteren Note nicht entbehrt, spielte sich während einem der Feldzüge zwischen den Armeen der Kaiserin Maria Theresia und Friedrich dem Großen ab.

Ernst Gideon Freiherr von Laudon hatte im Sommer 1757 als Kommandant eines Detachements von vier Grenadierkompanien, sechshundert Husaren und zweitausend Panduren erfolgreich an den Schlachten in Böhmen und Schlesien teilgenommen. Im Herbst marschierte er, inzwischen zum Oberst avanciert, als Kommandant einer Avantgarde der Reichsarmee mit zwei Husarenregimentern durch Thüringen. Als er in Gotha einrückte, wo am Tag zuvor noch die Preußen gewesen waren, wurde er durch die Herzogin von Sachsen-Gotha zu einem Diner eingeladen. Obgleich diese Einladung sehr nach einer Falle roch, folgte ihr Laudon, ohne besondere Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, um so wachsamer aber waren seine Husaren. Mitten in der schönsten Tafelei stürmte ein ungarischer Wachtmeister ins Schloß und meldete in höchster Eregung: „Herr Oberst, ain Ueberfoll! Praißen kommen an!"

Hals über Kopf stürzte Laudon hinaus und erfuhr nun, daß auf den Höhen südöstlich von Gotha preußische Reiterei gesichtet worden war. Er zog sich mit seinen Husaren auf die Höhen Totleben und Fröttstadt zurück und erwartete den Angriff der Preußen. Doch der Nachmittag und die Nacht vergingen, aber kein Gefecht war zustande gekommen. Der Feind ließ sich einfach nicht mehr blicken. Da Laudon nicht die geringste Ahnung hatte, wie stark der Gegner war, wagte auch er keinen Angriff, doch schickte er mehrere Patrouillen aus. Da meldeten ihm die Vorposten auf dem Ziegenberg:

„Preußische Parlamentäre wünschen General Laudon zu sprechen."

„General Laudon? Das muß ein Irrtum sein."

„Der preußische Offizier hat extra betont, daß er zum General Laudon geführt zu werden wünsche."

„Und jetzt schon Parlamentäre?"

Laudon war sprachlos. In diesen dreizehn Kriegsjahren, seit er der Kaiserin diente, hatte er ja schon viel Merkwürdiges erlebt, aber Parlamentäre ohne vorhergegangene Schlacht waren ihm doch noch nie entgegengetreten. Und sogar preußische Parlamentäre! Solche hatte er überhaupt noch nie zu Gesicht bekommen.

Es kamen drei preußische Reiter, ihr Kommandant war ein Premierleutnant. Er überbrachte Laudon ein versiegeltes Schreiben des Preußenkönis mit der Anschrift: „An General Laudon." Als Laudon den Irrtum aufklären wollte, daß er nur Oberst sei, lächelte der Leutnant und sagte:

„Mein König weiß wohl, an wen er zu schreiben hat."

Laudon erbrach nun die Umhüllung und hatte zwei Schreiben in der Hand. Das eine war von Friedrich dem Großen, das zweite von der Kaiserin Maria Theresia. Sie hatte ihn:

„... zur Bezeugung allerhöchster Zufriedenheit über geleistete Dienste und herzhafte Anführung des Seinem Kommando anvertrauten Detachements wegen ausnehmender Tapferkeit und Klugheit zum Generalmajor befördert."

Das Schreiben des Preußenkönigs begann mit der Ueberschrift: „Mein Generalmajor!" Es enthielt einen herzlich gehaltenen Glückwunsch zur Ernennung Laudons als General sowie die Aufklärung, wieso das Dekret der Kaiserin durch preußische Parlamentäre überreicht wurde. Der kaiserliche Kurier, der die Ernennung hätte überbringen sollen, war nämlich von den Preußen gefangen genommen worden. Unter seinen Papieren hatte man nun das Dekret gefunden. Da der König die Verdienste seines großen Gegners kannte und er ihn sehr schätzte, wollte er ihm diese Ehrung nicht vorenthalten und hatte daher seine Parlamentäre geschickt.

Zelter besucht Straßburg

Eine Geschichte von Ludwig Bäte

Wie ein Liebender hatte er Straßburg entgegengeharrt. Die Reise war über Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg und Baden gegangen und sollte mit einem Besuch der Schweiz enden. Doch da er sowohl als auch der mitfahrende Sulpiz Boisserée bei dem schlechten Wetter wenig Neigung hatten, das Land der Freiheit im Sterbehemde zu sehen, war man vorab zu gründlicher Rast in Straßburg eingekehrt.

Es lockte manches, die alte Stadt, das Münster, das unter solch kundiger Führung ein besonderes Geschenk sein würde. Es lockte der Name dessen, der hier in jungen Jahren gewandert und der ihm seit bald zwei Jahrzehnten Freund geworden war. Er wußte sich noch bis in alle Einzelheiten des Tages zu erinnern, an dem der Berliner Verleger Unger ihm aus einem Briefe Goethes an ihn seinen wohlwollend genannten Namen vorgelesen, und er hatte auch später noch manches Gedicht des Verehrten zu dessen höchster Zufriedenheit komponiert. Aber das war es nicht allein, was sie so ganz eng aneinander band. Höher stand ihm das schlichte und herzliche Menschentum, das ihm der Große entgegentrug, wie Goethe immer von neuem die praktische, klare Tüchtigkeit ansprach, mit der der ehemalige Berliner Bauunternehmer sein Leben meisterte.

Man hatte zunächst das Münster von außen angesehen, wobei das helle Tageslicht gegen Abend und etwas Mondhelle die Verhältnisse des Gebäudes vorteilhaft erkennen ließen, was freilich nicht ganz leicht war, da auch diese Kirche mit Außenteilen angetan war, die nicht zum Ganzen gehörten. Dann hatte man die Gasthöfe besucht, in denen Goethe damals verkehrt, und noch diese und jene Erinnerung angetroffen. Es war ein sehr heiterer Abend geworden. Der gute alemannische Wein hatte so seine Pflicht getan, daß sie am anderen Morgen nur soeben noch in den Gottesdienst gekommen waren, den die schöne Orgel allein bestritt, die sich denn auch als Silbermannsches Werk erwies. Der Baumeister schien gar nicht an eine Orgel gedacht zu haben, dieser Raum mußte daher angewiesen und gewonnen werden, was wegen der Nähe des hohlen Raumes unter den Türmen gar nicht so einfach gewesen war. Aber der Meister hatte alles so trefflich bedacht, das Werk auch so geschickt in seine alte Schale gespannt wie den Schuß in einer Büchse, daß kein Körnchen Pulver müßig blieb. Von außen sah übrigens die Orgel ganz neu aus, nicht einmal die Paradepfeifen waren angelaufen. Seufzend bemitleidete Zelter nur, der eigenen stattlichen Leibhaftigkeit gedenkend, den Organisten, der täglich 548 Stufen zu steigen hatte, was im Jahre den nun zweihunderttausend ausmachte, wobei er außerdem noch das Pedal bedienen mußte. Doch schienen ihm die beiden Bälgetreter, rüstige Leute mit guten Eingeweiden, vor denen die Gewichte Respekt haben, wenigstens keinen Kummer zu machen.

Man war dann bei herrlichster Sonne auf den Turm gestiegen, doch nur bis an die acht Schnecken, da der Zugwind sehr stark blies. Alles war in guter Beschaffenheit, doch mochte es zweifelhaft sein, an manchen Stellen, wo guter Steinkitt angewandt werden konnte, Blei einzugießen, da bei so fein gegliedertem Stein das Metall leicht Beschädigungen anrichtete, zumal es mit dem Steineisen nachgetrieben wurde. Aber das zu bestimmen, war schließlich nicht seine Aufgabe, doch hielt er es für angebracht, den sie begleitenden Münsterpolierer Sauer darauf aufmerksam zu machen, der ihm vollauf zustimmte, ihm auch Restaurationen von seiner Hand zeigte, die man nur loben durfte. Am meisten hatte ihn die Tatsache zur Bewunderung genötigt, daß ein so vielfach durchbrochenes Gebäude selbst nach dem unendlichen Regen keine Spur einer Feuchtigkeit blicken ließ, jeder Tropfen Wassers lief ab wie von einer Oelfläche, und auch die Gewitter schienen keinen wesentlichen Schaden anzurichten, obwohl sie hier in der Nähe bedeutender Berge gewiß wie mit Fleischerbeilen einschlugen.

Durch das Fialenwerk schauten sie in das weit offene Land. Straßen wanden sich schnurgerade dem Rheine zu. Felder, Wiesen und Wälder schoben sich wie auf einem Schachbrett aneinander. Manchmal hingen Weinberge über sanften Hängen. Ueberall strömte üppigste Fruchtbarkeit.

Dort lag auch wohl Sesenheim, und Zelter bedachte einen Augenblick, ob er Goethe nicht auch von dorther Kunde geben sollte. Aber es war wohl besser so. Alles lag weit hinter dem Verehrten, und die Erinnerung daran ließ vielleicht noch immer nicht ganz getrösteten Kummer von neuem aufsteigen. Hatte er ihm doch noch vor einigen Monaten geschrieben, wie der „Werther" ihn kürzlich wieder seltsam ergriffen habe und er es nicht begreifen könne, wie er es noch vierzig Jahre in einer Welt ausgehalten habe, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorgekommen. So sehr er Goethe kannte, irgendwo grauste doch das Dunkle, Geheimnisvolle, Unlösbare, dem man wohl durch Liebe näherkam, es aber niemals ganz erfaßte. Dafür war er zu groß, zu sehr Gott und Dämon, und auch Boisserée, der trunken vor Glück über eine Mauerbrüstung lehnte, schaute da nicht hinein.

Gewiß hatte Goethe hier oben auch gestanden, die Pracht der Wimperge, Fialen, Krabben und Figuren unter ihm und daneben die angebräunten Dächer, Giebel, Türme und Brunen. Er hatte ja darüber geschrieb und den Baumeister Erwin von Steinbach jubelnd gefeiert, wenn er späterhin auch andere Wege gegangen war. Damals hatte ihn Herder geleitet, den lange schon die Weimarer Kirchenfliesen deckten. Heute war er eine Welt allein, die ebensowenig wie die Sonne einer Führung bedurfte. Demütig bedachte er, wie wenig er ihm im Grunde trotz aller gegenteiligen Versicherung sein konnte. Er blieb schließlich doch nur der Handwerker, der höchstenfalls die Fugen und Risse in dem gewaltigen Gebäude mit gutem Wort ausbessern konnte, die übergroße Erlebnisse und Erschütterungen hineinrissen, obwohl sie beide schon an der Grenze der Jahre angekommen waren, wo das Leben nach alten Gesetzen ruhiger zu fließen anfängt.

Und doch wehte stets noch ein Hauch seiner Liebe drüber, die dort hinten einstmals aufgeklungen war und Werk auf Werk in wachsender Reife hervorgetrieben hatte. Die Sonne flirrte, Schwalben schossen um die Mauern, ein Zug Kraniche steuerte schräg über die Rheinebene. Alles war aufgegangen in Schönheit und Erfüllung, und es reichte aus, um auch ihm, dem geprüften, derben Erdensohn, wie ihn der Meister einmal genannt, den Rest der Tage die Hände zu wärmen.

Unten aßen sie zu Mittag und sahen sich verwundert an, als ihnen das bedienende Mädchen erzählte, daß Goethes Name, von ihm selbst einst in den Stein gehauen, noch ganz oben zu sehen sei. Aber das Steigen hatte wirklich seine Beschwernisse, zudem sah die Kleine so nett aus, mundeten Speise und Getränk so, daß man es doch für geraten hielt, auf der sicheren Erde zu bleiben, die ja auch ihn noch trug. Und wenn sich oben an dem stehengebliebenen Wasser kein Sperling hätte satt trinken können, so hatte das hier keine Not. Flasche reihte sich neben Flasche, und als der sonst so stumme Boisserée sogar „Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun" anstimmte, waren sie gewiß, daß auch hier der mächtige Bezwinger des wunderlichen Lebens sichtbar unter ihnen sei.



Ganze Breitseite Feuer!

DIE ERSTE SEESCHLACHT DES GROSSEN KÖNIGS.

Kunzberg

Man schreibt das Jahr 1759.

Sonne flimmert über dem Pommerschen Haff. Auf dem Wasser schaukelt eine seltsame Flottille: ein paar Handels-, ein paar Fischereifahrzeuge. Aber über ihre Bordwände recken sich Kanonenrohre: die „Kriegsflotte" Friedrichs des Großen. Erst vor wenigen Tagen ist zu der Besatzung der Schiffe die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Kunersdorf am 12. August gekommen. Aber man weiß, daß das Schicksal niemals eine ununterbrochene Reihe von Siegen vorsieht, und vor allem vertraut man felsenfest dem König und seinem weitsichtigen Blick. Nun liegen die Schiffe hier und warten: Werden die Schweden kommen und die preußische Küste bedrohen . . .? Weitab von dem eigentlichen Schauplatz des Krieges, in dem man um Sein oder Nichtsein des preußischen Staates ringt, warten die Matrosen und Kapitäne des Preußenkönigs. Während die Augen aller auf Schlesien gerichtet sind, sieht Friedrichs Blick über das augenblickliche Geschehen weit hinaus . . .

*

Über zwei Jahre ist es her, da war schon bei Kolin viel Blut geflossen. Schwerfällig, mit tiefen Falten in der Stirn, ging der König, auf seinen Stock gestützt, in der Stube des kleinen Dorfwirtshauses, die ihm als Quartier diente, auf und ab. Gerade war die Nachricht vom Tode seiner Mutter eingetroffen, und schon wieder kam ein neues, beunruhigendes Gerücht: die Schweden wollten Usedom und Wollin besetzen. Der Schattenriß des scharfen Profils hob sich gegen das schwache Licht der beiden Kerzen ab, wenn der König auf seiner ruhelosen Wanderung an dem Tisch vorbeikam, an dem sein Sekretär saß, jeden Augenblick bereit, ein Diktat aufzunehmen. Plötzlich blieb Friedrich ruckartig vor diesem Tische stehen: „Schreibe Er":

„An den Kammerpräsidenten
von Pommern!

Wir beauftragen Ihn, sich unverzüglich mit dem General v. Manteuffel ins Benehmen zu setzen wegen der Festhaltung der Inseln Wollin und Usedom und des Pommerschen Haffs, und Rats zu pflegen über eine vielleicht notwendig werdende Verteidigung dieser Gebiete mit geeigneten und ausreichend mit Geschützen versehenen Schiffen gegen Angriffe von der See her . . ."

*

Wenige Tage später. —

Leise kratzten in dem Büro der Reederei Daniel Schulz in Stettin die Federkiele der Buchhalter. Aber das Knarren der Kräne und Winden, das Poltern schwerbeladener Wagen und die Stimmen der Hafenarbeiter drangen auch bis in das Allerheiligste des Prinzipals im ersten Stockwerk.

Da pochte es an die Tür.

Breitbeinig, militärisch salutierte die Ordonnanz des Kammerpräsidenten und überreichte einen Brief. Kopfschüttelnd, mit verwunderten Augen betrachtete der Reeder die großen Siegel, dann riß sein Federmesser den Umschlag auf:

„. . . Auf Befehl S. M. des Königs werden Sie hierdurch angehalten, unverzüglich vier Galeoten und vier große Fischereifahrzeuge für den Kriegsdienst zur Verfügung zu stellen und den sachgemäßen Einbau der Kanonen, der streng geheim vonstatten gehen soll, selbst zu leiten . . ." — —

Bald begann in einem abseits gelegenen Teil des Stettiner Hafens ein emsiges Treiben. Durch einen hohen Holzzaun war das Ufer abgesperrt. Soldaten wachten. Es währte nicht lange, da fiel der geheimnisvolle Zaun — und mit stolzerfüllten Augen konnten die Stettiner die erste preußische „Kriegsflotte" bewundern: ein paar größere und einige kleinere Segler, die auch mit Rudern bedient werden konnten. Über den Bordwänden dunkle Kanonenrohre wie drohende Mäuler.

Die kleine Flotte fuhr sofort an die Odermündung, und es gelang ihr tatsächlich, weit über ein Jahr lang das Eindringen feindlicher Schiffe in das Haff zu verhindern.

*

Lange lag die kleine Flotte auf der Wacht, ohne in nähere Beziehung mit dem Feind zu kommen. Aber der Tag der Bewährung kam. — 12. September 1759. Vollkommene Windstille. Die preußischen Schiffe ankern im Haff in der Gegend zwischen Ückermünde und Neuwarp. Nur ein paar kleine Vorpostenboote liegen sichernd an den Mündungen der Peene und Swine.

Taucht dort, weit hinten, nicht ein ganzes Rudel von Schiffen auf? Fischerboote? Unmöglich in dieser Anzahl und Größe!

„Die Schweden . . .!"

Wie eine Bombe schlägt die Alarmnachricht bei der Besatzung der preußischen Schiffe ein. Die Matrosen spritzen an Deck. Die Kanoniere beziehen ihre Posten. Auf der Brücke stehen die Kapitäne und beobachten durch ihre langen Fernrohre den sich nähernden Feind, der allmählich auf der glatten See auftaucht: Schiff neben Schiff, eine gewaltige Macht, vor der die winzige Flotte der Preußen fast verschwindet. Die schwedische Kriegsmarine ist eine der mächtigsten und bestausgerüsteten ihrer Zeit. Der Ruhm großer Siege schmückt die Fahnen ihrer Masten. Da liegen nun die notdürftig armierten Kähne der Preußen, unscheinbar und lächerlich gegenüber der Übermacht. Werden sie den Kampf annehmen?

In diesem Augenblick bewährt sich hier wie immer wieder in diesem Kriege der preußische Geist. Flucht? Verabscheuungswürdiger Gedanke! Es wird gekämpft. Die Schweden sollen bluten, ehe die Preußen sterben. So geht die Flotte des großen Königs heroisch in ihren ersten und letzten Kampf.

Es ist übrigens gut, daß Windstille herrscht: so sind die Schweden auf die Ruder angewiesen, sie können nur langsam herankommen.

Kommandos schallen. Schwerfällig, auch sie nur durch Ruder getrieben, gehen die Schiffe der Preußen in die Stellung, in der sie den Feind empfangen wollen. Den rechten Flügel halten vier Schiffe: „Prinz Heinrich", der „König von Preußen" und die beiden Galeeren „Jupiter" und „Merkur". In die Mitte hat man eine kleine Fregatte und ein paar Patrouillenboote genommen. Der linke Flügel wird von dem „Prinzen Wilhelm" und den beiden Galeeren „Mars" und „Neptun" gehalten. Noch rechtzeitig zur Odermündung zu kommen, um die Einfahrt zu sperren, dazu ist bei der Windstille keine Zeit mehr.

Mit einer Salve werden die ersten im Haff auftauchenden schwedischen Schiffe von den Preußen empfangen. Aber immer mehr wächst die Übermacht der schwedischen Streitkräfte an, die von Admiral Rudenspaar kommandiert werden. Der stürzt sich mit seiner Hauptmacht zuerst auf den rechten preußischen Flügel. Noch unter Anker liegend, bleibt dieser mit seinen Kanonen, von Steuerbord aus, die Antwort nicht schuldig. Aber die Übermacht ist zu groß. Die Schiffe des preußischen rechten Flügels müssen die Anker kappen und zu lavieren beginnen. Da gelingt es den Schweden, dicht an den „Prinz Heinrich" heranzukommen und seine Mannschaft zu überwältigen. Schwedische Matrosen springen auf das preußische Schiff hinüber, und schon ist aus dem „Prinz Heinrich" ein schwedisches Schiff geworden, daß jetzt seine Feuer auch noch gegen die Preußen richtet. Auch die Galeere „Mars" ist von mehreren schwedischen Schiffen umzingelt und muß sich der Übermacht ergeben.

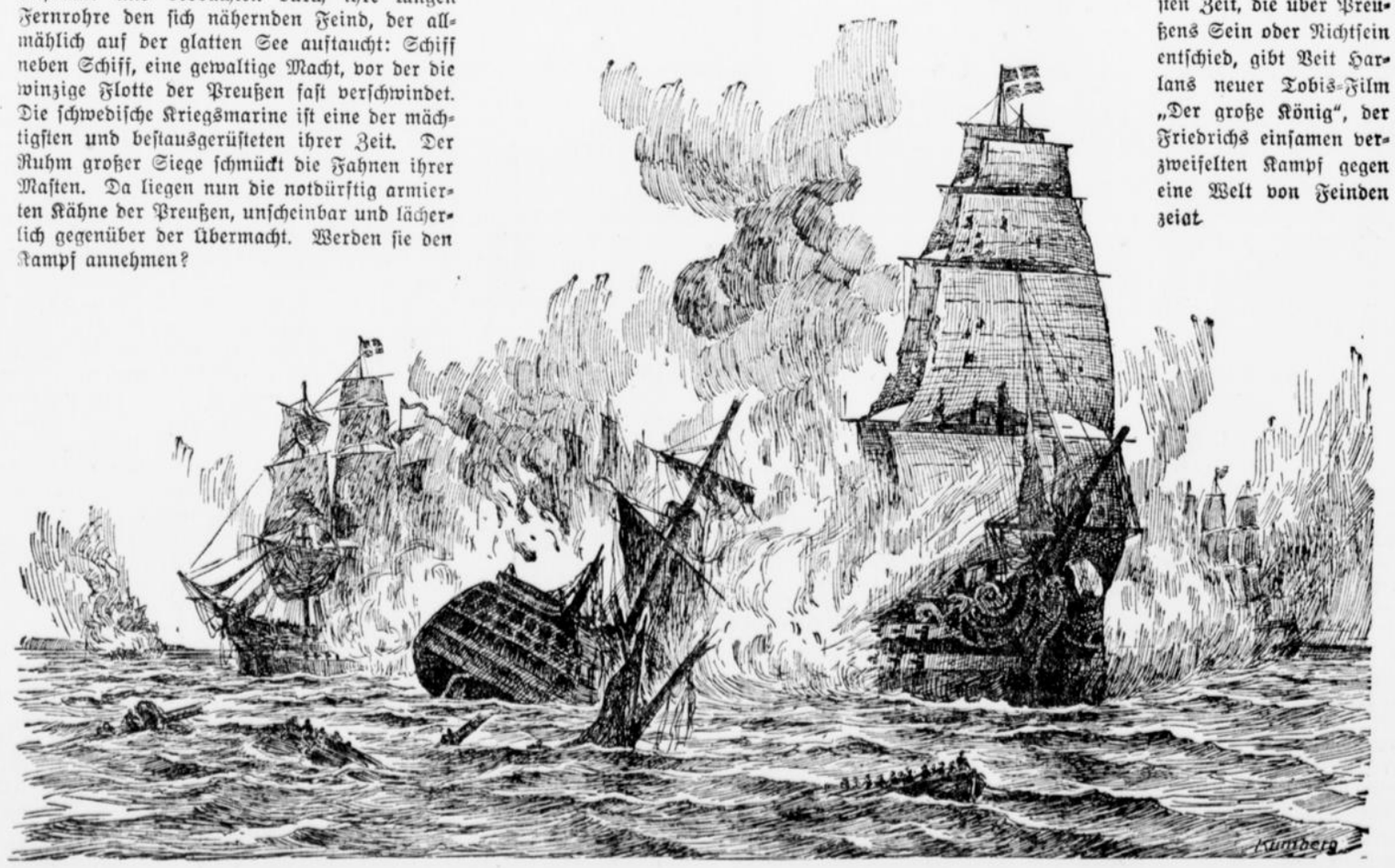
Stunden und Stunden währt der Kampf. Schon sind die Verluste an Menschenleben auch bei der schwedischen Flotte erheblich. Aber die Kräfte sind doch zu ungleich verteilt. Nur ein preußisches Schiff ist noch kampffähig: der „König von Preußen". Er gibt noch immer donnernde Salven ab, muß sich aber dabei langsam in Richtung auf den Horst von Ziegenort zurückziehen. Da aber schlägt auch seine Stunde: 36 Schüsse stecken bereits in seinem Rumpf. Schon sinkend, feuert er den letzten Schuß ab.

Und das Ergebnis dieses für Preußen trotz allem so rühmlichen Seegefechtes? Zwei schwedische Schiffe sind in den Grund gebohrt worden, eins der größten flog mit der gesamten Bemannung in die Luft. Auch alle übrigen schwedischen Schiffe haben schwer gelitten.

Dieser strategische Erfolg war erzielt worden ohne jede maritime Grundlage, lediglich mit ein paar dürftig ausgerüsteten Handels- und Fischereifahrzeugen.

Über den Wassern strahlt der Ruhm des Todesmutes. Die Welt blickt in diesen Tagen auf das kleine Preußen, das allein ist und dennoch kämpft. Übermächtige Feinde umdrängen es ringsum. Aber sein König und seine Armee geben der staunenden Welt das Beispiel einer ehernen, unerschütterlichen Entschlossenheit.

Das Seegefecht des großen Königs im Pommerschen Haff ist fast unbekannt geblieben. Dennoch ist es, in den schwersten Tagen des Krieges, kurz nach der verlorenen Schlacht von Kunersdorf, ein Beispiel, wie tief der friderizianische Geist alle Kämpfer des großen Königs erfaßt hatte. Ein ergreifendes Bild dieser ernsten Zeit, die über Preußens Sein oder Nichtsein entschied, gibt Veit Harlans neuer Tobis-Film „Der große König", der Friedrichs einsamen verzweifelten Kampf gegen eine Welt von Feinden zeigt.



Kunzberg